

Heft
65

SPURENSUCHE

nach
jüdischem
Leben
in
Thüringen



MATERIALIEN

**Heft
65**

SPURENSUCHE

nach
jüdischem
Leben
in
Thüringen

Fotonachweis:

Die in der Publikation verwendeten Fotos stammen, mit Ausnahme der Bilder im Kapitel „Juden in Thüringen - Das Raus und Rein einer Minderheit“, von Dr. Juliane und Wolfgang Rauprich. Die Fotos in diesem von Konstantin Ratchitski und Oleg Krapivner geschriebenen Kapitel wurden freundlicherweise von der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen zur Verfügung gestellt.

Die Reihe „Materialien“ wird vom Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien im Auftrag des Thüringer Kultusministeriums herausgegeben, sie stellt jedoch keine verbindliche, amtliche Verlautbarung des Kultusministeriums dar.

2004

ISSN: 0944-44-8705

Herausgeber:

Thüringer Institut für Lehrerfortbildung,
Lehrplanentwicklung und Medien, ThILLM Bad Berka

Heinrich-Heine-Allee 2-4

Postfach 52

99438 Bad Berka

Telefon: 03 64 58/56-0

Telefax: 03 64 58/56-3 00

Redaktion und Inhalt:

Ursula Gödde, ThILLM Bad Berka

Dr. Juliane Rauprich, Kommunikations- und Pressebüro Wolfgang Rauprich

Layout und Gestaltung:

Kommunikations- und Pressebüro Wolfgang Rauprich

An der Schloßmauer 8, 98693 Ilmenau

Druck:

Satz + Druck CentrumSaalfeld GmbH

Am Cröstener Weg 4, 0731 Saalfeld

Dem Freistaat Thüringen, vertreten durch das ThILLM, sind alle Rechte der Veröffentlichung, Verbreitung, Übersetzung und auch die Einspeicherung und Ausgabe in Datenbanken vorbehalten. Die Herstellung von Kopien in Auszügen zur Verwendung an Thüringer Bildungseinrichtungen, insbesondere für Unterrichtszwecke, ist gestattet.

Die Publikation wird gegen eine Schutzgebühr von 6,- € abgegeben.

Inhalt

Vorworte	4
Zur Geschichte des Judentums in Deutschland	8
Juden in Thüringen - Das Raus und Rein einer Minderheit	22
Interviews mit jüdischen Zuwanderern	45
Zeitzeugen und Zeitzeugnisse jüdischen Lebens in Thüringen	50
Andrej Levin: Mein Wunsch ist Frieden für alle Menschen	52
Wolfgang Nossen: Mit 14 war ich längst keine 14 mehr	55
Ludmila Pevsner: Die Shoá war eine Tragödie für alle Menschen	61
Reinhard Schramm: Einer völlig neuen jüdischen Gemeinschaft Raum geben	65
Eva Zawischa: Die Dummheit geht immer mit Angst einher	69
Briefe als Quellen und Zeitzeugnisse	72
„Der Gute Ort“ Jüdische Friedhöfe in Thüringen	89
Serviceteil	110
Literaturverzeichnis	110
Weiterführende Internetseiten	116
Ansprechpartner für Projekte	117

Wissen ist nötig

Am 9. November vergangenen Jahres, 65 Jahre nach der Pogromnacht 1938, habe ich auf der Gedenkveranstaltung des Eisenacher Elisabeth-Gymnasiums folgende Worte an die dort versammelten jungen Leute gerichtet: „Auf euch kommt es an! Ihr bestimmt das Klima in den Schulen, in den Diskotheken, auf den Sportplätzen wo ihr euch trefft. Lasst keine dummen Parolen zu! Gebt Gewalt, Antisemitismus und Fremdenhass keine Chance! Nutzt eure Freiheit, aber toleriert keine Intoleranz!“

Die Erinnerung an Ausgrenzung, Diskriminierung, Vertreibung und Vernichtung der Juden in Deutschland und in Europa muss wach gehalten werden. Es müssen für die Urenkelgeneration, die inzwischen herangewachsen ist, Antworten gegeben werden. Auch dann, wenn die Fragen höchst unbequem sind. Unsere Schulen sind gefordert, faktisches Wissen und Wertebewusstsein zu vermitteln. Zugleich aber wird auch zu bedenken sein, in welchem mentalen und informellen Umfeld die jungen Menschen heute agieren.

Die hier vorgelegte Publikation des Thüringer Instituts für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien macht deutlich, dass es im neuen Jahrtausend wieder jüdisches Leben in Deutschland und auch in Thüringen gibt. Seit über einem Jahrzehnt wachsen nun wieder Jüdische Gemeinden in einem Land, das seine Verantwortung für den Mord an den europäischen Juden auch in der Zukunft des vereinten Europa in einer globalisierten Welt niemals abstreifen kann.

Die „Spurensuche“, zu der diese Broschüre einlädt, wird sowohl dem Anspruch der Wissensaufbereitung und der Wertevermittlung gerecht. Sie setzt die Intention gelungen um, die ich an besagtem Novembertag ebenfalls zur Diskussion gestellt habe: „Erinnerung braucht konkrete Namen und historische Orte. Damit jedem bewusst wird: Der Nationalsozialismus hat nicht nur in Berlin, in Nürnberg oder in München stattgefunden.“

Aber die Sonde der „Spurensuche“ geht eben nicht nur in die Vergangenheit des jüdischen Lebens in Deutschland, speziell in Thüringen. Die im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten ausgezeichnete Arbeit der beiden Gymnasiasten Konstantin Ratchitski und Oleg Krapivner weist auch in die Gegenwart und in die Zukunft jüdischen Lebens in Thüringen. Zugleich stellen junge Zuwanderer aus der früheren Sowjetunion ihr Verständnis und ihre Sichtweise über die Möglichkeit jüdischen Lebens gerade in Deutschland vor. Diese Arbeit für die hier vorgestellte „Spurensuche“ erschlossen zu haben, ist besonders wertvoll.

Tiefe Einblicke vermitteln zugleich die in einer Auswahl vorgestellten Briefe von Überlebenden der Shoáh. Da wird in manchem Schicksal viel mehr klar als es ein Lehrbuch jemals deutlich machen könnte. Und nach der Lektüre vermag dann vielleicht auch der Moment des Innehaltens, der Stille einzuziehen, den ich ebenfalls für unverzichtbar halte.

Die im Text genannten Literatur- und Internetquellen können neben dem vorgelegten Material ebenfalls eine tragfähige Unterstützung des Unterrichts sein. Sie verstärken durch Hinweis auf vorliegende statistische Angaben das Element der Wissensvermittlung. Und Wissen für uns alle ist nötig, um nicht in lähmender Betroffenheit und folgenlosen Lippenbekenntnissen zu verharren .

Dr. Michael Krapp
Thüringer Kultusminister

Antisemitismus ist Menschenfeindlichkeit

Seit dem November 1988, als in der DDR erstmals von Staats wegen der Shoá öffentlich gedacht wurde, bis zum heutigen Tag finden sich auch in unserer Heimat Thüringen vielerlei Zeichen der Erinnerung und Würdigung des jüdischen Lebens. Und dennoch komme ich nicht umhin, mich der Einschätzung von Abraham Foxman, dem Leiter der Anti-Diskriminierungs-Liga anzuschließen, der in der Los Angeles Times vom 28. Dezember 2003 schreibt: „Antisemitismus ist kein Relikt der Vergangenheit, sondern er ist ein aktuelles Geschehen. Sein Wiederaufwallen ist stärker und weiter verbreitet, als das selbst die meisten Pessimisten unter uns vorhergesagt hatten. Und die Spirale dreht sich weiter... Demokratische Führer und die anständigen Menschen müssen dagegen aufstehen: um ihrer selbst willen und um der Jüdischen Gemeinden willen, so dass das Motto ‚Nie wieder!‘ lebendige Realität sein wird.“

Ich bin durch die Erfahrungen meines gesamten Lebens zu der Überzeugung gekommen, dass Antisemitismus nicht nur Judenfeindlichkeit bedeutet, sondern Menschenfeindlichkeit. Unwissenheit und Ignoranz, Vorurteile und Verurteilungen - aus dieser Mixtur entstanden und entstehen die Tragödien im Zusammenleben der Menschen. Deswegen ist das hier vorliegende Arbeitsmaterial des Thüringer Institutes für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien ein so wichtiger Schritt in die dringend gebotene Richtung der Bildung und Weiterbildung. Hier sehe ich die Chance, Wissen zu erwerben, zu vertiefen und zu erweitern. Ganz besonders zu schätzen ist, dass nicht nur über uns Juden in Thüringen - über uns Thüringer Juden - geschrieben wird, sondern dass mit einigen von uns, die für andere stehen, gesprochen wurde. Und dass zwei junge Mitglieder unserer Jüdischen Landesgemeinde zu Ihnen „sprechen“ können.

Schon seit einigen Jahren und mancherlei bitterer Erfahrung, die wir machen mussten, habe ich bei den Thüringer Kultusministern angeregt, nicht erst in den oberen Klassen die jüdische Thematik im Unterricht zu behandeln. Ab einem bestimmten Alter sind die Sozialisation und die ideologische Prägung so weit fortgeschritten, dass wohl kaum noch in der Schule gegengesteuert werden kann. Aber in einem Alter von 10 Jahren vielleicht, wo auch die Sensibilität und eine ganz unverfälschte „Neugier“ noch weitgehend intakt sind, da sollte man schon beginnen, auf spezifische Weise „darüber“ zu reden. Mir geht es beileibe nicht darum, den Kindern die Leichenberge von Auschwitz vorzusetzen - um das schreckliche Bild hier zu bemühen. Aber die Shoá hat ja auch nicht mit Leichenbergen angefangen, sondern mit zur Staatsdoktrin erhobenen Vorurteilen, mit Verboten, ausgrenzenden Verurteilungen, Verspotten, Beschimpfen, Beleidigen, Schlagen... Es gab allerdings ein Leben vor dem Mord an den europäischen Juden! Wer weiß heute noch, welche großen Künstler, Wissenschaftler, Ärzte zum Beispiel Juden waren? Auch hier in Thüringen. Wie auch, wenn auf die in diesen Tagen gestellt Frage eines Fernsehmagazins, wie viele Juden denn derzeit in Deutschland leben, die Antwort bestenfalls „mehrere Millionen“ und schlimmstenfalls „zu viele“ lautet?!

Möge dieses Heft ein Beitrag sein, dass sowohl das Wissen über die Juden als auch der Wunsch nach einem offenen, das Verstehen befördernden Dialog mit uns wachsen können. Die Mitglieder der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen sind dazu gern bereit.

Wolfgang M. Nossen
Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen

Den Dialog führen

„Wenn man Spuren sucht, muss man ein Gespür für etwas haben, das man sonst übersieht. Man muss den Willen haben, etwas zu finden, das zum Ziel führt. Aber häufig kennt man das Ziel nicht, zu dem die Spuren führen.“ Dieses Zitat aus der Projektarbeit zweier Schüler aus Erfurt „Juden in Thüringen: Das Raus und Rein einer Minderheit“, die aus der ehemaligen Sowjetunion als Kontingentflüchtlinge nach Thüringen gekommen sind, beschreibt in gewisser Weise auch die Intentionen dieser Veröffentlichung.

Sie soll dazu beitragen, Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer zur „Spurensuche“ anzuregen und dabei zu unterstützen. Viele Schulen haben sich in den letzten Jahren mit jüdischer Vergangenheit beschäftigt, vor allem mit dem Schicksal jüdischer Thüringer in der Zeit des Nationalsozialismus. Oftmals war die „Spurensuche“ beschwerlich, es war nicht einfach, das Material zu erschließen und Gespräche mit Zeitzeugen zu führen.

Die hier vorgestellten Materialien, die die Vergangenheit und die Gegenwart von Juden in Thüringen dokumentieren, sowie der Serviceteil sollen Schulen ermutigen und helfen, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Gerade in der heutigen Zeit ist es notwendig, Vorurteilen, Vorbehalten und Ausgrenzungen entschlossen entgegen zu treten. Minderheiten- und Integrationsfragen gehören zu den wichtigsten Fragen der Gegenwart. Dabei sollte man neben allen auftauchenden Problemen vor allem die Chancen für Weltoffenheit, Pluralismus und Toleranz in unserer Gesellschaft sehen, die damit verbunden sind.

Die beiden bereits zitierten Schüler haben die Spuren in die Zukunft, auf die sie hoffen, so beschrieben: „Bei unserer Spurensuche haben wir immer wieder herausgefunden, wie hoffnungsvoll die Juden in Deutschland zu allen Zeiten waren. Dass viele Hoffnungen bitter enttäuscht wurden, gehört zu einer Geschichte, die sich hoffentlich nicht wiederholt. Juden in Deutschland haben keine anderen Hoffnungen als alle anderen Menschen. Hier liegt, wenn wir die Spuren richtig deuten, die neue Chance für ein freundliches, friedliches und einander anerkennendes Zusammenleben.“ Ich wünsche, dass diese Materialien dazu beitragen, den Dialog zu führen und dadurch einen Schritt vorwärts zur Normalität zwischen Juden und Nichtjuden zu tun.

Bernd Schreier
Direktor ThILLM



Die restaurierte Synagoge in Berkach (Detail der Fensterfront)

„Wie leben Juden nach der Menschheitskatastrophe (hebräisch „Shoa“) in Deutschland, im Land des millionenfachen Judenmordes? Sie leben wie eben Menschen leben. Sie sind Menschen mit Tugenden und Schwächen; genau wie die Nachfahren der Täter, Mitmacher und Mitläufer; wie die Überlebenden selbst.“

Michael Wolffsohn: Meine Juden - eure Juden. München, 1997, S. 7

Zur Geschichte des Judentums In Deutschland

VON RENATE PITZER-REYL

Jahrgang 1958; Religionswissenschaftlerin; Doktor der Theologie; gegenwärtig publizistisch tätig; lebt in Lollar/Hessen; Autorin u. a. von: Gemäß den Bedingungen der Zeit, 1998; Zusammen mit Joachim Süß (Hrsg): Religionswechsel. Hintergründe spiritueller Neuorientierung, 1996.

Diese Einführung will einen Überblick über die grundlegenden historischen Entwicklungen geben und damit ein Fundament zum Verständnis der folgenden Beiträge legen. Die Geschichte des Judentums in Deutschland, wie im christlichen Europa und auch in der islamischen Welt, lässt sich verstehen als eine - in unterschiedlichem Grad ausgeprägte - Geschichte der Feindschaft, der Diskriminierung und Unterdrückung, immer wieder unterbrochen von kürzeren oder längeren Zeiten des Schutzes, der Duldung oder sogar Förderung.

Zwei Begriffe charakterisieren diese Feindschaft gegenüber den Juden: Antijudaismus und Antisemitismus. Antijudaistischer Polemik begegnen wir schon seit der Antike; sie hat vor allem religiöse, aber auch politische und soziale Motive. Antisemitismus dagegen ist ein Begriff des 19. Jahrhunderts und vor allem rassenideologisch geprägt.

Die jüdische Geschichte der letzten 2.000 Jahre lässt sich unter einer positiven Perspektive aber auch darstellen als eine Geschichte des Durchhaltevermögens und der Leidensfähigkeit, aber auch des unbeirrbar Überlebenswillens jüdischer Menschen. Zunächst sollen in knappen Zügen die Grundlagen der jüdischen Religion skizziert werden.

Die jüdische Religion

Das Judentum ist die älteste monotheistische Religion und seiner Mitgliederzahl nach die kleinste der fünf Weltreligionen (Ende der 90er Jahre ca. 18 Millionen). Die Juden verstehen sich in ihrer Gesamtheit zwar als ein Volk; die Botschaft dieser Religion ist jedoch universal und will letztlich allen Menschen den Weg zum Heil, zu Gott weisen.

Die zentrale Lehre des Judentums ist der Glaube an Jahwe, den einen und einzigen Gott, der Israel als sein Volk erwählt hat. Dieses exklusive Verhältnis wurde begründet im Bund Gottes mit Abraham (Gen 17) und besiegelt durch den Bundschluss mit Mose und dem ganzen Volk am Sinai (Ex 19-24).

Zu den zentralen Elementen der jüdischen Religion gehört auch der Glaube an den Messias, den kommenden König, der das Reich Davids wieder aufrichten wird. Für die Juden in der Diaspora war dieser Glaube besonders wichtig, weil er die Hoffnung auf die Rückkehr in ihr Land Israel bedeutete.

Was heißt es, als Jude zu leben? Im Zentrum steht das Tun des Richtigen, d.h. den Willen Gottes zu befolgen. Das Judentum ist also eine Religion der Praxis. Woher weiß aber der gläubige Jude, wie er in einer bestimmten Situation zu handeln hat? Die Antwort findet er in den Schriften: Gott hat seinen Willen geoffenbart in der *Thora* („Lehre, Gesetz“). Darunter versteht man im engeren Sinn die fünf Bücher Mose. Sie sind die Hauptquellen des jüdischen Rechts. Zusammen mit den Propheten- und den (heils-)geschichtlichen Büchern bilden sie die hebräische Bibel, die von den Christen das „Alte Testament“ genannt wurde.

Da sich im Laufe der Zeit immer wieder neue Fragen der Lebensführung ergaben, musste der

Bibeltext ausgelegt und aktualisiert werden. So entstand eine reiche Kommentarliteratur. Der wichtigste Kommentar zur Bibel ist der *Talmud* („Lehre“); er steht ebenfalls im Rang einer göttlichen Offenbarung. Der so genannte „Babylonische Talmud“ wurde im 6. Jahrhundert nach Christus abgeschlossen. Er besteht aus zwei Teilen: Die *Mischna* („Wiederholung“) ist die Sammlung aller religionsgesetzlichen Vorschriften, die bis dahin in mündlicher Tradition überliefert worden waren. Die *Gemara* („Vollendung“) enthält die ebenfalls mündlich tradierten Diskussionen der Gelehrten über das Gesetz, außerdem noch erzählende und lehrhafte Texte.

In der Neuzeit entstanden Kompendien des religiösen Rechts (*Halacha*). Das wichtigste davon, das bis heute Gültigkeit hat, ist der im 16. Jahrhundert entstandene *Schulchan Aruch* („gedeckter Tisch“) des Gelehrten Joseph ben Ephraim Karo. *Thora* im umfassendsten Sinne meint das ganze Religionsgesetz. Es umfasst rituelle, juristische, ethische wie auch soziale Aspekte und begleitet den Menschen in allen Lebenssituationen und durch alle Lebensstadien von der Geburt bis zum Tod. Was bedeutet es, nach dem Gesetz zu leben? Die zahlreichen Ge- und Verbote werden heute in den verschiedenen jüdischen Richtungen in unterschiedlicher Strenge befolgt. Für das alltägliche Leben bestimmend ist eine Vielzahl von Speise- und Bekleidungs Vorschriften.

Lebensmittel werden grundsätzlich eingeteilt in die Kategorien „erlaubt“ (*koscher*) und „verboten“ (*treife*). Verboten ist der Genuss von Blut und das Fleisch von Schwein, Pferd, Hase, Fische ohne Schuppen, Krabben, Hummer, etc. Aber auch Fleisch von erlaubten Tieren darf nur gegessen werden, wenn es vorschriftsmäßig geschlachtet, d.h. *geschächtet* wurde. Außerdem ist der gleichzeitige Genuss von Fleisch und Milch verboten. Konkret heißt das z.B. keine Bratensoße mit Sahne, kein Pudding zum Nachtisch.

Was die Kleidung betrifft, so ist die Vermischung von Wolle und Leinen verboten. Männer wie Frauen müssen ihren Kopf bedecken; so tragen fromme Juden ein Scheitelkappchen (die *Kippa*) oder einen Hut. Bei den Männern gibt es besondere Kleidungsstücke für

das Gebet: Es wird ein Schal getragen mit schwarzen oder blauen Streifen längs der Seitenkanten und Quasten an jeder der vier Ecken. Dazu werden die *Tefillin*, die Gebetsriemen angelegt. Das sind Kapseln aus Leder, in die vier Bibelverse mit den grundlegenden Glaubensaussagen eingelegt sind. Sie werden in vorgeschriebener Weise mit Riemen um die Arme, Hände und die Stirn gewickelt.

Der jüdische Feiertag ist der *Shabbat*. Er beginnt am Freitagabend bei Sonnenuntergang und endet am Samstag zur gleichen Zeit. Der *Shabbat* wird mit einem Gebet in der Synagoge und einer festlichen Mahlzeit im Familienkreis eingeleitet. Da dieser Tag der Ruhe und Erholung des Menschen dienen soll, ist jegliche Arbeit verboten, auch das Kochen, Feueranzünden, Schreiben, Autofahren und sogar längeres spazieren gehen. Erwünscht ist dagegen die Lektüre der Bibel oder anderer religiöser Schriften.

Der jüdische Kalender basiert auf einer anderen Zeitrechnung. Die Erschaffung der Welt wird auf das Jahr 3761 vor unserer Zeitrechnung datiert, daher steht das Judentum heute (Anfang 2004) im Jahr 5764. Das jüdische (Mond-)Jahr kennt eine Reihe von Festtagen, die zum Zyklus der Jahreszeiten gehören oder auch an wichtige Ereignisse in der jüdischen Geschichte erinnern. Es beginnt mit dem Neujahrsfest *Rosch ha-Schana* („Haupt des Jahres“) Danach folgt eine 10-tägige Bußzeit, die ihren Höhepunkt am „Versöhnungstag“, dem *Jom Kippur*, findet.

Das erste der drei großen Feste ist *Passah* oder *Pessach*, ein Familienfest, an dem man der Befreiung der Israeliten aus der Knechtschaft in Ägypten gedenkt. 50 Tage später folgt das „Wochenfest“ *Schawuot*, das der Erinnerung an die Verkündigung des Gesetzes am Berg Sinai gewidmet ist. *Sukkot*, das „Laubhüttenfest“ ist ein altes Erntefest und erinnert an die Zeit der Wüstenwanderung. Es schließt mit dem „Freudentag“ *Simchat Tora*, an dem die jüdische Gemeinde ihre Liebe zum Gesetz feiert.

Zwei kleinere Feste beziehen sich auf wichtige Ereignisse in der jüdischen Geschichte: *Chanukka*, das „Lichterfest“, erinnert an die neue Weihe des Tempels im Jahr 164 v. Chr., *Purim*, der jüdische „Karneval“, an die Erret-

tung der persischen Juden vor der Vernichtung.

Auch im Leben des Einzelnen werden wichtige Abschnitte durch Riten begleitet. Jungen werden am achten Tag nach der Geburt beschnitten; die Beschneidung ist das Zeichen der Zugehörigkeit zu dem Bund, den Gott mit den Nachkommen Abrahams geschlossen hat. Die Religionsmündigkeit ist bei Mädchen im Alter von 12, bei Jungen im Alter von 13 Jahren erreicht (*Bar Mizwa* bzw. *Bat Mizwa* „Sohn bzw. Tochter des Gesetzes“). Bei einer speziellen Feier in der Synagoge liest der Junge zum ersten Mal öffentlich aus der Thora. Auch bei Eheschließung und Beerdigung gibt es spezielle Zeremonien.

Juden sind organisiert in lokalen Gemeinden, die ihre Angelegenheiten selbstständig regeln. Das jüdische Versammlungshaus ist die Synagoge (griechisch „Versammlung“). Sie dient nicht nur dem Gebet und Gottesdienst, sondern fungiert auch als Gemeinschaftszentrum. Das religiöse Oberhaupt ist der Rabbiner (bzw. die Rabbinerin; *Rabbi* „mein Lehrer“). Seine Aufgaben sind vor allem die Auslegung der *Thora*, d.h. Entscheidungen in religionsrechtlichen Fragen und die religiöse Unterweisung.

Das Judentum hat sich schon seit der Antike in vielen verschiedenen Ausprägungen gezeigt, was auch durch die Zerstreuung in viele Länder bedingt war. Geographisch-kulturell teilt sich das Judentum in zwei große Gruppen: *Aschkenasen* (nach der hebräischen Bezeichnung für Deutschland) und *Sepharden* (nach der Bezeichnung für Spanien). Von ihren mittelalterlichen Herkunftsländern aus verteilten sie sich in verschiedene Richtungen.

In der Gegenwart sind die drei Hauptströmungen Orthodoxie, Konservatismus und Reformjudentum. Außerdem gibt es noch den Chassidismus (*chassid* - „fromm“), dessen Anhänger bei strikter Observanz der religiösen Vorschriften eine ekstatisch-mystische Frömmigkeit pflegen.

Die Gruppen unterscheiden sich durch die unterschiedliche Strenge der Bindung an das Religionsgesetz, aber auch in Liturgie und Theologie. Die Orthodoxen verstehen die Thora als unwandelbar und versuchen, sie wortwörtlich zu befolgen. Die Konservativen stehen ebenfalls treu zum Gesetz, akzeptieren aber gewisse

Anpassungen an die Verhältnisse der Gegenwart. Das Reformjudentum hat sich seit der Aufklärung entwickelt und verfolgt das Ziel, die jüdische Tradition an die Gegebenheiten des modernen Lebens anzupassen. Beispiele für Neuerungen sind der Wegfall der meisten Speisegebote, die Verwendung der Landessprache im Gottesdienst, die *Bat Mizwa* für Mädchen und die Ordination von Rabbinerinnen (letztere gibt es heute auch schon im konservativen Judentum).

Juden in Deutschland

Der älteste Nachweis für die Existenz von Juden im deutschen Siedlungsraum ist ein Erlass des Kaisers Konstantin aus dem Jahr 321. Aus dem Schreiben geht hervor, dass es damals in Köln eine jüdische Gemeinde gegeben hat.

Zu diesem Zeitpunkt lebte das jüdische Volk schon seit ca. 250 Jahren in der Zerstreuung. Die Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem (70 nach Christus) durch die römischen Truppen bedeutete das Ende des jüdischen Staates und den Beginn der Diaspora. Danach lebte nur noch ein Rest der jüdischen Bevölkerung in Palästina, der überwiegende Teil war über die gesamte antike Welt verteilt. Das Rheinland hatte während des gesamten ersten Jahrtausends eine dichte jüdische Bevölkerung; weitere wichtige Städte waren Mainz, Worms, Speyer, Regensburg und Trier.

Die Einführung des Christentums als Staatsreligion im Römischen Reich (380 nach Christus) markiert den Beginn lang anhaltender Verschlechterungen in den Lebensbedingungen der Juden. Die Gesetzgebung der christlichen Kaiser wurde zunehmend jüdenfeindlicher, so dass ihre rechtliche und ökonomische Basis nach und nach untergraben wurde. Das geistige Fundament dafür war durch die antijüdische Polemik der aufstrebenden Kirche gelegt worden. Antijudaismus als Haltung christlicher Theologen entwickelte sich sehr früh; erste Belege dafür finden sich schon im Neuen Testament. Diese unheilvolle Tradition fand einen Höhepunkt im 4. Jahrhundert, als bedeutende Kirchenväter wie Augustinus die jüdische Religion theologisch verurteilten. Die Angriffe gi-

pfelten in dem Vorwurf, die Juden trügen die Schuld am Tod Christi.

Die fortwährende Diskriminierung durch die christlichen Geistlichen ermutigte zu gewaltsamen Übergriffen auf Juden, Synagogen wurden konfisziert oder niedergebrannt. Die theologische Verurteilung der Juden durch die christliche Kirche lieferte die ideologische Basis für ihre Entrechtung und Verfolgung im Verlauf des gesamten Mittelalters.

Das jüdische Mittelalter (7.-18. Jahrhundert)

Die Geschichte des Judentums in diesem Zeitraum ist gekennzeichnet durch Unterdrückung, physische Gewalt, Vertreibung und Vernichtung. Dazwischen gab es immer wieder Phasen relativer Sicherheit, sogar von Wohlstand und kultureller Blüte. Sie waren aber meist nicht von langer Dauer. Der Status der Juden war bestimmt durch Abhängigkeit und Unterlegenheit. Zum Vorteil gereichte ihnen, dass es keine einheitliche Politik gegenüber den Juden gab. Im Einzelfall erfuhren sie Wohlwollen, Duldung oder sogar Förderung durch einzelne Feudalherren oder lokale Obrigkeiten in den Städten.

Aus Quellen wissen wir, dass vom 6.-8. Jahrhundert Juden in den Territorien der fränkischen Könige als Kaufleute, Gutsbesitzer, Ärzte und Zollbeamte lebten. Karl der Große (742-814) stellte die Juden unter seinen Schutz, so dass sie sich in kultureller und ökonomischer Hinsicht entfalten konnten. Im Laufe der Zeit wurde dieses Schutzrecht, das mit hohen Steuern bezahlt werden musste, an Bischöfe, Feudalherren oder Städte weiterverliehen.

In den nächsten drei Jahrhunderten lag der Schwerpunkt jüdischer Aktivitäten im Handel, vor allem im Fernhandel bis in den Orient. Im 11. Jahrhundert übernahmen die Bürger aus den aufstrebenden Städten den Warenhandel und verdrängten die Juden aus diesem Segment.

An der wirtschaftlichen Betätigung der Juden zeigt sich ein wiederkehrendes Muster: In der ersten Phase übernehmen die Juden eine Pionierrolle, infolgedessen blühen die jüdischen Gemeinden in der zweiten Phase auf. In der

dritten übernehmen Christen diese Wirtschaftssparte, den Juden wird die Tätigkeit verboten. In der vierten Phase braucht man sie nicht mehr - sie werden verfolgt und vertrieben.

Während des ersten Kreuzzugs gab es grausame Judenverfolgungen. Sie wurden initiiert durch den Aufruf Gottfried von Bouillons, das Blut Christi zunächst an den Juden im eigenen Land zu rächen. Im Jahre 1096 wurden die jüdischen Bewohner der Städte Trier, Speyer, Worms, Mainz und Köln umgebracht. Auch die folgenden Kreuzzüge brachten Verfolgungen und Massaker. Tausende wurden ermordet und viele jüdische Gemeinden zerstört. Manchmal konnten Juden ihr Leben nur retten, indem sie sich taufen ließen. Die meisten zogen jedoch in einem solchen Fall die Selbsttötung vor. Trotz der Verfolgungen und Diskriminierungen gab es vom 10. - 13. Jahrhundert in den jüdischen Gemeinden ein reiches kulturelles und religiöses Leben. Deutschland, genannt *Aschkenas* (nach Gen 10,3) wurde neben Frankreich und Spanien zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit. Das aschkenasische Judentum wurde schließlich maßgebend für die westliche Welt.

Nachdem die Juden ihre Stellung im Handel verloren hatten, war ab dem 13. Jahrhundert ihre wichtigste Einnahmequelle der Geldverleih. Der Auslöser dafür war eine päpstliche Intrige: Der judenfeindliche Papst Innozenz III. verbot im Jahre 1215 den Christen das Zinsnehmen, erlaubte es aber ausdrücklich den Juden. Damit war die Grundlage für Jahrhunderte überdauernden Hass gelegt. Was die christlichen Kunden nicht wussten, war die Tatsache, dass die jüdischen Geldverleiher gezwungen waren, hohe Zinsen zu nehmen, um die enormen Kopfsteuern aufzubringen, die die christlichen Herrscher von ihnen forderten. Die Zunftvorschriften verwehrten ihnen den Zugang zu allen handwerklichen Berufen, lediglich der Handel mit Trödel war ihnen noch erlaubt. Auf diese Weise war durch eine gezielte Politik der Berufsverbote die Situation hergestellt worden, die sich als Klischee vom „wuchernden und schachernden Juden, der nicht wie ehrbare Leute von seiner Hände Arbeit lebt“, für Jahrhunderte in den Köpfen der Menschen festsetzen sollte.

Eine weitere Welle des Hasses und der Verfolgung rollte während der Pestzeit 1348/49. Die Juden wurden zum Sündenbock gemacht, indem man sie beschuldigte, die Brunnen vergiftet zu haben. Außerdem wurde ihnen vorgeworfen, Hostien zu schänden und Ritualmorde an christlichen Kindern zu begehen. In zahlreichen Städten wurden Juden bei lebendigem Leib verbrannt. Zu den religiösen Resentiments kamen aber auch noch andere Motive: Große Teile der Bevölkerung waren bei Juden verschuldet, und wenn man ihre Häuser in Brand steckte oder sie ermordete, war man seine Schulden los.

Ebenfalls durch Papst Innozenz III. war eine Kleiderordnung eingeführt worden, um die Juden von den Christen zu unterscheiden. Die wichtigsten Elemente waren die spitzen Hüte der Männer und das Tragen eines gelben Rings auf der Kleidung. Diese diskriminierenden Vorschriften verschwanden vielfach erst im 18. Jahrhundert.

150 Jahre später, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, verloren die Juden ihre führende Stellung im Geldverleih wieder, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen war ihre Finanzkraft infolge der Verfolgungen während der Pestjahre stark geschwächt, zum anderen übernahmen christliche Kaufleute den Finanzmarkt.

Nach den Pestjahren flohen viele Juden aus Deutschland nach Osten - in Polen waren sie hoch willkommen. Die polnischen Könige brauchten und förderten sie als Kaufleute und Handwerker in ihren Städten. Auch dort blieben sie nicht von Diskriminierungen und Verfolgungen verschont, dennoch entwickelte sich Polen zu einem bedeutenden jüdischen Kulturgebiet. Hier entstand auch eine eigene Sprache, das Jiddische. Seine Basis ist das Mittelhochdeutsche, angereichert mit slawischen und hebräischen Elementen.

In den deutschen Städten wurden mit der Zeit die Wohngebiete von Christen und Juden immer schärfer voneinander getrennt. Ende des 13. Jahrhunderts begann man, die Judenviertel mit Mauern zu umgeben, zunächst zu ihrem Schutz. Im 15. Jahrhundert wurde das abgeschlossene jüdische Wohnviertel dann zur Zwangsmaßnahme. In Deutschland nannte man es meist „Judengasse“, später kam die

Bezeichnung „Ghetto“ auf, nach einem Judenviertel in Venedig. Die Judenghettos wurden in den deutschen Städten erst im frühen 19. Jahrhundert aufgelöst.

Ein Vorteil der Abgrenzung war die relative Autonomie der jüdischen Gemeinde. Sie regelte ihre Angelegenheiten nach dem jüdischen Religionsgesetz. Die oberste Autorität war der Rabbiner, er war für die Einhaltung der Rechtsordnung verantwortlich und leitete das Lehrhaus. Ihm stand ein gewählter Gemeindevorstand zur Seite, der sich um die Organisation des jüdischen Lebens, die Fürsorge an Armen und Kranken sowie um die gemeinschaftlichen Bauten (Synagoge, Reinigungsbad, Festhaus, Herberge) kümmerte.

Die Reformationszeit brachte den Juden keine Verbesserung, sondern eine Fortsetzung der antijudaistischen Propaganda. Besonders problematisch war das Verhalten Martin Luthers (1483-1546), der sich in dieser Frage ganz dem mittelalterlichen Denken verhaftet zeigte. Zunächst hatte sich Luther tolerant gezeigt und in einer frühen Schrift (1523) sogar Anschuldigungen gegen die Juden zurückgewiesen. Es stellte sich jedoch bald heraus, dass er gehofft hatte, die Juden für seine protestantische Sache gegen den Papst gewinnen zu können. Als sich zeigte, dass diese bei ihrem Glauben blieben, schlug seine Haltung in offenen Hass um. Bis an sein Lebensende hetzte er gegen die Juden: Er rief dazu auf, ihre Häuser zu zerstören, sie zur Zwangsarbeit zu schicken und ihre Synagogen zu verbrennen. Gegen diese Angriffe Luthers und anderer Reformatoren verteidigte der vom Kaiser anerkannte Vorsteher der Juden in Deutschland, Josel von Rosheim (1478-1554) sein Volk und half es dadurch zu schützen.

Auf dem Weg in die Neuzeit

Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verbesserte sich die Situation der Juden ganz allmählich. Der Grund dafür war, dass sie gebraucht wurden und zwar hauptsächlich als Geldgeber oder Geldbeschaffer. Die Städte benötigten sie in dieser Funktion, aber auch einige aufstrebende Herrscherhäuser. An ihren Höfen machten sich einzelne Juden als (Heeres-)Lieferanten, Finanziers oder Steuereintreiber nützlich.

lich und erhielten dafür Schutz und Privilegien. So entstand der Status der sogenannten „Hofjuden“. Zu den bedeutendsten Vertretern dieses Typus gehörten Mitglieder der Familie Oppenheimer, die sich am Wiener bzw. württembergischen Hof mit ihrem finanziellen Geschick und ihren geschäftlichen Verbindungen unentbehrlich machten. In eine solche Stellung gelangten nur wenige Privilegierte, aber sie wurden zu Vorreitern für die gesellschaftliche Gleichberechtigung der Juden. Die große Mehrheit allerdings lebte nach wie vor in ärmlichen und unterdrückten Verhältnissen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam es zu einer Zuwanderung nach Deutschland. Von Osten, aus Polen kamen aschkenasische Juden, die vor den Massakern in Folge der Kosakenaufstände geflohen waren. Von Westen kamen sephardische Juden, Nachkommen der Ende des 15. Jahrhunderts aus Portugal und Spanien Vertriebenen. Damit wurde das jüdische Leben in Deutschland langsam wieder reichhaltiger.

In Brandenburg-Preußen konnte sich in dieser Zeit eine geringe Anzahl von Juden etablieren, die mit zahlreichen Privilegien ausgestattet waren, dafür aber auch sehr hohe Steuern zahlen mussten. Um die wirtschaftliche Entwicklung des Landes in Gang zu bringen, wurde ihnen erlaubt, Handel zu treiben, Manufakturen zu gründen und bestimmte Handwerke auszuüben. Diese kleine Gruppe bildete die Basis für den späteren Aufstieg von Juden in die kulturelle Elite des Landes.

Die Zeit der Aufklärung

Das humanistische und emanzipatorische Gedankengut der Aufklärung führte dazu, dass einige ihrer Vertreter die Unterdrückung und Entrechtung der Juden wahrnahmen und über mögliche Verbesserungen nachdachten. Die Aufklärer traten für Toleranz und Glaubensfreiheit ein, sie wollten den Juden die Bürgerrechte gewähren und sie in die europäische Gesellschaft integrieren.

Die Ideen der Aufklärung wurden auch von jüdischer Seite aufgegriffen, ausgehend von Berlin. Der Pionier war Moses Mendelssohn (1729-86). Er versuchte, die Abgeschlossenheit

des Ghettos zu überwinden, indem er sich die deutsche Sprache und Bildung aneignete (seine Muttersprache war das Jiddische). Damit wurde er zum Vorreiter der Emanzipation und Assimilation der Juden in Deutschland. Mendelssohn blieb zeitlebens orthodoxer Jude, er betrachtete Religion jedoch als seine Privatangelegenheit. Sein Ziel war eine Synthese von jüdischem Geist und deutscher Kultur. Das Judentum verstand er, ganz im aufklärerischen Sinn, als Religion der Vernunft und Sittlichkeit.

Mendelssohn stand in Kontakt mit führenden Intellektuellen seiner Zeit wie Kant, Herder und Wieland; mit Lessing verband ihn eine lebenslange Freundschaft. In seiner Nachfolge entwickelte sich eine breitere Aufklärungsbewegung im Judentum (*Haskala*), die dann auch in andere Länder, insbesondere nach Osteuropa weitergetragen wurde.

Die politische Umsetzung der aufklärerischen Ideen begann 1791 in den USA mit der Gewährung von Religionsfreiheit und in Frankreich mit der Verleihung der vollen Bürgerrechte an die Juden.

Das 19. Jahrhundert

In Deutschland sollte sich der Prozess der Emanzipation, der rechtlichen Gleichstellung der Juden, noch lange hinziehen. Immer wieder kam es zu Rückschritten; den Juden wurden zuvor gewährte Rechte wieder entzogen.

Die Besetzung Deutschlands unter Napoleon (1806-13) brachte den Juden die Befreiung aus den Ghettos und rechtliche Verbesserungen. 1812 verlieh der preußische König Friedrich Wilhelm III. den Juden in bestimmten Gebieten seines Reiches die Staatsbürgerrechte. Das Zeitalter der Restauration (ab 1815) brachte dann wieder Rückschritte. Im Revolutionsjahr 1848 gewährte die Nationalversammlung den Juden die vollen Bürgerrechte. Nach dem Scheitern der 48er-Revolution dauerte es bis 1872, bis endlich die verfassungsrechtliche Gleichstellung der Juden für das gesamte Deutsche Reich verbindlich wurde. Nach wie vor blieb den Juden aber der Zugang zu bestimmten Berufen wie Offizier, Professor, Lehrer oder Notar verschlossen. Der Eintritt in den Prozess der Emanzipation hatte für das deut-

sche Judentum weit reichende Konsequenzen, er führte zu einer Reihe von Auf- und Umbrüchen. Das wachsende Selbstbewusstsein der aufklärerisch gebildeten Juden ermutigte sie dazu, aktiv am Kampf um ihre politische und soziale Gleichberechtigung mitzuwirken. Eng verbunden mit der Emanzipation war die Assimilation, die Anpassung an die deutsche Kultur. Hochdeutsch löste das Jiddische ab; in den jüdischen Schulen wurden religiöse Inhalte durch säkularen Lehrstoff ersetzt. Bildung wurde für das aufstrebende Judentum zu einem zentralen Konzept: Sie sollte die Gleichstellung als verdient erweisen und die Akzeptanz in der Gesellschaft sichern. Die Assimilation bedeutete auch eine Überwindung der Jahrhunderte langen Isolation; das Judentum war nun nicht mehr eine von der christlichen Mehrheitsbevölkerung abgegrenzte Gemeinschaft.

Allerdings war damit auch ein Substanzverlust verbunden, denn mit der Anpassung an die deutsche Kultur wuchs bei vielen die Distanz zum jüdischen Erbe, bis hin zur völligen Aufgabe der jüdischen Identität. Eine Reihe von Juden ließ sich taufen, um der sozialen Diskriminierung zu entgehen und ihre beruflichen Möglichkeiten zu verbessern. Berühmte Beispiele sind Felix Mendelssohn-Bartholdy, Heinrich Heine, Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Die Landjuden in den Dörfern und Kleinstädten pflegten allerdings weiterhin ihren traditionellen Lebensstil.

Eine weitere Konsequenz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und der damit verbundenen Trennung von Religion und Staat war, dass die jüdischen Gemeinden ihre Autonomie verloren. Die Juden unterstanden nun der staatlichen Justiz. Dies schwächte die Autorität der Rabbiner, die in zivil- und strafrechtlichen Angelegenheiten nichts mehr zu entscheiden hatten.

Auch der religiöse Bereich blieb nicht von Umbrüchen verschont: Die innerjüdische Aufklärung brachte Reformanstöße hervor. Der zentrale Gedanke der Reformbewegung war, dass die jüdische Tradition in ihrer Gestalt nicht zeitlos und absolut, sondern historischen Wandlungen unterworfen ist. Die Akzeptanz dieser These eröffnete die Möglichkeit für Neuerungen im Ritus und in der persönlichen Lebensführung. Eine Liturgiereform führte die

deutsche Sprache, Predigt, Orgel und Chorgesang in den Gottesdienst ein. Für Mädchen gab es nun die *Bat Mizwa*.

Diese Veränderungen konnten nicht alle Rabbiner akzeptieren. Als Gegenbewegung entwickelte sich eine moderne Orthodoxie, die einerseits an der zeitlosen Gültigkeit des Religionsgesetzes festhielt, andererseits aber den Gebrauch der Landessprache im Unterricht, profane Bildung und zeitgenössische Kleidung akzeptierte. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war bestimmt von den Kämpfen zwischen Reformern und Orthodoxen. Vielfach kam es zur Gründung eigener Gemeinden. Die beiden Bewegungen breiteten sich auch nach England und in die USA aus.

Durch den Wegfall der Berufsbeschränkungen eröffneten sich den Juden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit reichende Entfaltungsmöglichkeiten. Armee und Staatsdienst blieben ihnen allerdings noch verschlossen. Viele nutzten ihre Chance im Handel und in der industriellen Produktion. Durch die Einführung neuer Organisationsformen und Techniken sowie die Produktion neuer Waren stiegen sie bald zu führenden Unternehmern auf. Damit leisteten sie einen wichtigen Beitrag zum industriellen Aufbau Deutschlands. Bevorzugte Bereiche waren die Textilindustrie, die Leder- und Pelzindustrie, die neu entstehende Filmindustrie, das Verlagswesen sowie das Bankgeschäft. Jüdische Geschäftsleute etablierten die Warenhäuser in den großen Städten. Auch in den akademischen Berufen nahm die Zahl der Juden zu. Da ihnen der Zugang zur Beamten-schaft noch verwehrt war, bevorzugten sie Berufe wie Arzt, Anwalt oder Journalist.

Insgesamt vollzog sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ein steiler sozialer Aufstieg der Juden vom unteren Rand der Gesellschaft bis ins Bürgertum. Nachdem die politische und rechtliche Gleichstellung weitgehend erreicht war, kämpften sie nun um ihre soziale Akzeptanz, die sie durch ihre bereitwillige Assimilation an die deutsche Kultur erreichen wollten.

Auch auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet entwickelten Juden eine intensive Produktivität. Wir finden sie unter den Musikern, Dirigenten und Komponisten, unter den Schriftstellern, Literaten und Philosophen, unter

den Malern und Bildhauern, am Theater als Schauspieler und Regisseure. Von ihren Leistungen in den Naturwissenschaften zeugt eine Reihe von Nobelpreisen. Doch führten diese Beiträge zur deutschen Kultur nicht zwangsläufig zu einer höheren Akzeptanz, eher im Gegenteil: Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts kam es im Kontext schwerer Wirtschaftskrisen, für die man wieder einmal die Juden verantwortlich machte, zur Ausprägung einer neuen Form der Judenfeindlichkeit; der moderne Antisemitismus entstand. Es handelt sich, im Gegensatz zum bisherigen, religiös motivierten Antijudaismus um ein säkulares Konzept, das auf einer pseudowissenschaftlichen Rassentheorie basiert. Dabei wird die Überlegenheit der „arischen“, d.h. germanischen Rasse gegenüber der angeblich biologisch minderwertigen semitischen Rasse behauptet; die Juden werden zum „artfremden Virus“ in der Gesellschaft erklärt. Der Antisemitismus verband sich mit nationalistischem Gedankengut. Auf dem Nährboden alter Vorurteile war das erneuerte Feindbild sehr erfolgreich. Es verbreitete sich rapide in allen Schichten der Gesellschaft, vom Kleinbürgertum bis in die Bildungseliten. Auch über Deutschland hinaus fand dieses Gedankengut in anderen europäischen Ländern rasche Aufnahme.

Die Auswirkungen dieses neuen Antisemitismus für das persönliche Leben deutscher Juden waren gravierend: Es bedeutete die ständig wiederkehrende Erfahrung von Anfeindung und Demütigung. An Schulen, Universitäten und in der Armee herrschte ein generelles Klima der Diskriminierung.

Die Verbreitung judenfeindlicher Haltungen blieb nicht ohne Reaktionen von Seiten der Betroffenen. Die wichtigste davon ist die Entstehung des Zionismus. Er stellt eine unmittelbare Antwort auf die Aggressivität des Antisemitismus dar. Der Begriff „Zionismus“ leitet sich ab vom Namen des Jerusalemer Tempelbergs. Der Berg Zion steht hier als Symbol für das dahinterliegende Konzept: Die Idee einer Rückkehr der Juden in ihr Heiliges Land.

Ein Grundpfeiler des Zionismus ist die Erkenntnis, dass die Emanzipation der Juden ihre Probleme nicht gelöst hat und sie nicht vor Verfolgung schützen kann. Die Zionisten waren al-

so Gegner der Assimilation und bekämpften diese vehement. In Anlehnung an das zu dieser Zeit überall in Europa aufkeimende nationalistische Gedankengut propagierten sie die Idee eines eigenen Staates, in dem Juden ihre Kultur und Religion ungehindert entfalten konnten.

Die verstreuten Anfänge der zionistischen Bewegung wurden gebündelt durch die charismatische Führerfigur Theodor Herzl (1860-1904). 1897 initiierte er den ersten Zionistenkongress in Basel, auf dem die Zionistische Weltorganisation gegründet wurde. Damit war der Zionismus zu einem politischen Programm geworden; das Ziel war die Schaffung einer „Heimstätte“ des jüdischen Volkes in Palästina. Beim Aufbau der Bewegung leisteten deutsche Juden führende Arbeit. Die Auswanderung nach Palästina begann in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts und vollzog sich in mehreren Wellen. Erste Siedlungen wurden gegründet, die unter schwierigsten Bedingungen bewirtschaftet wurden.

Die deutschen Juden in ihrer Gesamtheit standen dem Zionismus vorwiegend skeptisch bis ablehnend gegenüber. Zum einen nahmen sie den um sich greifenden Antisemitismus nicht ernst genug, zum anderen waren sie Verfechter der Assimilation und glaubten fest an die Zukunft einer jüdisch-deutschen Synthese. Begeisterte Anhänger fand die zionistische Idee dagegen in Osteuropa und vor allem in Russland, wo die Juden unter schlechten sozialen Verhältnissen und zahlreichen Pogromen litten.

Beide Konzepte, der Antisemitismus wie der Zionismus, sollten sich als äußerst folgenreich für die Geschichte des 20. Jahrhunderts erweisen: Das eine führte zur Vernichtung der Mehrzahl der europäischen Juden im Holocaust, das andere zur Gründung des Staates Israel.

Die Weimarer Republik (1918-33)

Am Ersten Weltkrieg hatten sehr viele deutsche Juden als Soldaten teilgenommen, etwa 12.000 von ihnen waren gefallen. In der neuen Republik erreichten die Juden endgültig die völlige gesetzliche Gleichberechtigung; sie erhielten nun auch Zugang zu Staats- und Regierungsämtern. Viele engagierten sich in der

Politik; besonders in den linken Parteien gab es Juden in führenden Positionen. Das Bildungsniveau der jüdischen Minderheit war außerordentlich hoch, ebenso fruchtbar war weiterhin ihr Beitrag zum kulturellen Leben und zum wissenschaftlichen Fortschritt.

Die deutschen Juden verkörperten ein Musterbeispiel der Assimilation. Doch brachte ihnen dies kaum Sympathien ein, vielmehr stiegen in diesen Jahren Hass und Feindseligkeiten weiter an. Das mittelalterliche Sündenbockmotiv tauchte wieder auf: Man gab ihnen die Schuld an der Kriegsniederlage Deutschlands; eine „Verschwörung des internationalen Judentums“ habe diese herbeigeführt. Die politischen und wirtschaftlichen Krisen dieser Zeit fachten den Antisemitismus weiter an. Eine Reihe von jüdischen Politikern wurde ermordet, darunter die Kommunistin Rosa Luxemburg und der Außenminister Walter Rathenau.

Besonders die rechten Parteien verbreiteten intensiv anti-jüdische Propaganda; in der Deutschnationalen Volkspartei und bei den Nationalsozialisten war der Antisemitismus fester Bestandteil des Parteiprogramms. Die massenhafte Einwanderung verfolgter und verarmter Ostjuden verstärkte die Ressentiments noch zusätzlich.

Die Zeit des Nationalsozialismus (1933-45)

Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler wurde der Antisemitismus ein offizielles Element der Regierungspolitik. Für die Juden in Deutschland und später auch in ganz Europa begann eine Zeit unvorstellbaren Leidens. Die nationalsozialistische Judenpolitik zeigte eine Dimension des Vernichtungswillens, der Brutalität und der Systematik des Vorgehens, die mit keiner anderen Verfolgung in der Geschichte des Judentums zu vergleichen ist. Mit Billigung der Mehrheit der Deutschen wurden die Juden gedemütigt, entrechtet, vertrieben und ermordet.

Die Rechtfertigung für dieses Handeln lieferte ein äußerst aggressiver Antisemitismus, der zentraler Bestandteil der nationalsozialistischen Ideologie war. Er stand in der Tradition des Rassismus des 19. Jahrhunderts und

beruhte auf einer Mischung von biologistischen, ökonomischen und sozialen Thesen. Die Argumentation lief stets darauf hinaus, eine extreme Gefährlichkeit der Juden zu behaupten: Sie seien eine „zersetzende Kraft“ für die deutsche Volksgemeinschaft, als „Parasiten“ oder „Schmarotzer“ bedrohten sie die „Reinheit des deutschen Blutes“, sie wollten die Welt-herrschaft an sich reißen und alle anderen Völker versklaven. Dass die rassistische Stigmatisierung der Juden letztlich ein Phantom war, zeigte sich in den Nürnberger Rassegesetzen. Um zu bestimmen, wer „rassisch“ Jude war, musste man doch wieder auf religiöse Kriterien zurückgreifen: Maßgeblich war die Anzahl der Großväter, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten. Die Maßnahmen der Nationalsozialisten gegen die Juden lassen sich in zwei Phasen einteilen: 1. Gesellschaftliche Ausgrenzung bis zur völligen Isolierung (1933-41), 2. Deportation und Vernichtung (1941-45). In der ersten Phase verfolgten die Nazis mit den Repressionen und Schikanen das Ziel, die Juden zur Auswanderung zu bewegen. In der zweiten Phase ging es dann um ihre physische Vernichtung, im Nazi-Jargon zynisch „Endlösung“ genannt.

Die Repressionen begannen mit einer Welle anti-jüdischer Gesetze, mit dem Entzug des Wahlrechts, dem Boykott jüdischer Geschäfte und Berufsverboten.

Als Reaktion darauf verließen ca. 37.000 (von ca. einer halben Million) Juden schon im ersten Jahr der Nazi-Herrschaft das Land. In den folgenden Jahren waren es jeweils 20.000-25.000 (bis 1938 insgesamt ca. 150.000, also ein knappes Drittel der jüdischen Gesamtbevölkerung). Die wichtigsten Aufnahmeländer waren die USA, Palästina und England.

Die Mehrheit der Juden zögerte jedoch. Sie fühlten sich national und kulturell als Deutsche, und zwei Generationen nach Erreichen der Emanzipation konnten sie sich nicht vorstellen, dass man ihnen systematisch alle Rechte wieder nehmen würde. Eine Reaktion der Bleibenden war die Gründung von Selbsthilfeorganisationen. Die jüdischen Gemeinden leisteten Kultur- und Bildungsarbeit sowie finanzielle und soziale Unterstützung. Eine verschärfte Stufe stellte der Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im

Jahr 1935 dar. Darin erfolgte eine Kategorisierung in „Voll-, Halb-, und Vierteljuden“; Ehen und Beziehungen zwischen Juden und „Ariern“ waren jetzt verboten. Den Juden wurde die Staatsbürgerschaft aberkannt. Sie wurden aus dem Erwerbsleben verdrängt, jüdische Betriebe zwangsverkauft. Der Besuch von Theatern und Konzerten wurde ihnen verboten. Die Kinder wurden in den Schulen diskriminiert und isoliert. Im Alltagsleben waren Kontakte zur christlichen Bevölkerung kaum noch möglich.

Im Jahr 1938 mehrten sich die Hinweise darauf, dass in der NS-Führung nun die „Judenfrage“ unter der Perspektive der Liquidierung diskutiert wurde. Den Startschuss zu dieser Politik bildete die landesweit geplante Pogromnacht vom 9. November 1938, von den Nazis zynisch als „Reichskristallnacht“ bezeichnet, weil dabei so viel Glas zersplitterte. In dieser Nacht wurden ca. 100 Juden ermordet, Hunderte von Synagogen in Brand gesteckt, Tausende jüdischer Geschäfte demoliert und geplündert. Fast 30.000 Juden wurden verhaftet und in Konzentrationslager gesteckt.

Die Restriktionen und Schikanen verschärfen sich weiter. Die Juden wurden nun völlig aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen, ihre Vermögen wurden beschlagnahmt. Den Kindern wurde der Besuch öffentlicher Schulen untersagt.

Nach diesen Eskalationen stieg die Zahl der Auswanderungen sprunghaft an. Es wurde allerdings immer schwieriger, ein Aufnahme-land zu finden, weil mehr und mehr Staaten jüdischen Flüchtlingen die Einreise verweigerten. Dennoch gelang es bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs noch einmal ca. 100.000 Juden, das Land zu verlassen - aufgrund horrender Ausreisesteuern bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert.

Der Kriegsbeginn 1939 eröffnete den Behörden die Möglichkeit zu weiteren Einschränkungen und unsäglichen Schikanen: Beschlagnahmung von Radios und Telefonen, nächtliche Ausgangssperre, Ghettoisierung in „Judenhäusern“, Verpflichtung zum Tragen des Judensterns, Verbot der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und schließlich sogar der Haltung von Haustieren. Immer häufiger wurden Juden zur Zwangsarbeit, vorwiegend in der Rüstungs-

industrie, eingesetzt. 1941 erfolgte dann die Wende zur aktiven Liquidierungspolitik. Die Ausreise wurde verboten und die Deportationen begannen. Damals lebten noch 163.000 Juden in Deutschland, von denen nur wenige überlebt haben. Systematisch wurden die Menschen zu Sammelstellen gebracht und von dort in Arbeits- und Vernichtungslager transportiert. Diese lagen meist im besetzten Polen. Um den Deportationen zu entkommen, blieb jetzt nur noch die Möglichkeit, in die Illegalität unterzutauchen oder unter großer Gefahr ins Ausland zu fliehen - und als letzter Ausweg die Selbsttötung. Anfang 1942 wurde auf einer Konferenz in Berlin-Wannsee von führenden Nazis die vollständige Ausrottung der Juden beschlossen. Daraufhin begann die Massenvernichtung: Aus Deutschland und allen besetzten Ländern Europas wurden die Juden in Viehwaggons deportiert. In Lagern wie Treblinka, Sobibor oder Majdanek wurden täglich 15.000 bis 25.000 Menschen umgebracht. In Auschwitz erreichte die Tötungsmaschinerie eine fast „industrielle Perfektion“, so dass dort innerhalb weniger Jahre fast drei Millionen Menschen umkamen.

Insgesamt haben die Nazis - neben Slawen, Sinti und Roma - ca. sechs Millionen Juden umgebracht, ein Drittel der Juden auf der ganzen Welt. Damit haben sie auch zwei reichhaltige jüdische Kulturen zerstört: die Jiddisch sprachige Osteuropas und die deutsch-jüdische Kultur.

Juden in Deutschland nach 1945

Unmittelbar nach Kriegsende gab es in Deutschland noch ca. 15.000 Juden. Es waren Menschen, die untergetaucht waren und in Verstecken überlebt hatten, zum anderen jüdische Partner aus „Mischehen“. Dazu kamen ca. 45.000 Flüchtlinge aus Osteuropa, meist Befreite aus Konzentrationslagern. In den folgenden Jahren kamen noch ca. 200.000 weitere Juden nach Deutschland, die vor dem neu aufflackernden Antisemitismus in Osteuropa geflohen waren. Doch Deutschland diente damals als Durchgangsland. Nach der Grün-

dung des Staates Israel (1948) wanderten die meisten dorthin weiter. Es blieben ca. 15.000 Juden, von denen die Mehrzahl ihren Aufenthalt nur als vorläufig ansah; andere fühlten sich trotz allem dem deutschen Kulturraum verbunden. In der jüdischen Gemeinschaft gab es (und gibt es bis heute!) heftigen Streit darüber, ob man nach den Ereignissen der Shoá („Katastrophe“) überhaupt noch in diesem Land leben könne.

Die jüdische Gemeinde in Deutschland war also nicht das Ergebnis eines bewussten Neuanfangs, sondern ein Zufallsprodukt. Doch trotz des provisorischen Charakters der Niederlassung leisteten die Mitglieder intensive organisatorische Arbeit. Örtliche Gemeinden konstituierten sich neu; im Jahr 1950 wurde der „Zentralrat der Juden in Deutschland“ als Dachverband gegründet und 1951 die „Zentralwohlfahrtsstelle“ für die Sozialarbeit.

Ein wichtiger Schritt zu einer vorsichtigen Normalisierung des deutsch-jüdischen Verhältnisses war der Wiedergutmachungsvertrag von 1952. Die Regierung der BRD bekannte sich zu ihrer Verantwortung für die Gräueltaten der Nazizeit und zahlte eine Entschädigungssumme an Israel (3 Milliarden und 450 Millionen DM) sowie individuelle Leistungen an Verfolgte (bis 1990 insgesamt ca. 70 Milliarden DM). Die Regierung der DDR betrachtete sich als in der Nachfolge von den Nazis verfolgter Sozialisten und Kommunisten stehend und beteiligte sich nicht an Reparationszahlungen.

Mitte der 50er Jahre kam es zu weiterer Zuwanderung, zunächst durch die Rückkehr früherer deutscher Juden, später durch Juden aus osteuropäischen Ländern, die vor antisemitischen Verfolgungen flohen.

1989 hatten die jüdischen Gemeinden in der BRD ca. 28.000 registrierte Mitglieder, und zwar in 65 Gemeinden mit 53 Synagogen und 14 Rabbinern. Die jüdische Gemeinschaft war stark überaltert und in ihrer Zusammensetzung (Herkunftsland, religiöse Orientierung) ausgesprochen inhomogen.

In die DDR waren einige politisch links stehende Juden bewusst zurückgekehrt. Sie scheiterten jedoch meist an den Repressionen des SED-Systems. 1953/54 flohen über ein Viertel der Juden in den Westen, nachdem es erste,

offensichtlich antisemitisch motivierte Verhöre gegeben hatte. 1990 gab es in der DDR acht Gemeinden mit ca. 350 Mitgliedern (meist alte Menschen; über die Hälfte in Berlin). Sie waren zu einem Verband zusammengeschlossen, hatten aber keine Rabbiner.

Der Zusammenbruch des Ostblocks brachte nicht nur die Vereinigung der deutschen Gemeinden, sondern auch eine enorme Zuwanderungswelle von Juden aus den GUS-Staaten, die wegen der anhaltenden antisemitischen Stimmung emigrierten.

Bis 1996 kamen ca. 36.000 Menschen, so dass sich die jüdische Bevölkerung in Deutschland mehr als verdoppelte. Ihre Ankunft stellte die Gemeinden vor enorme Herausforderungen, aber sie bereicherte sie auch, gerade weil viele jüngere Menschen zuwanderten. Große Aufgabengebiete liegen im Bereich der Sozialarbeit, der sprachlichen Integration und der religiösen Bildung - auf Grund des religionsfeindlichen Systems in der Sowjetunion bestehen hier große Defizite.

Heute gibt es in Deutschland 76 jüdische Gemeinden mit 18 Rabbinern. Eine eigene Infrastruktur ist entstanden: Es gibt jüdische Kindergärten, Grundschulen und weiterführende Schulen, Jugendzentren und Volkshochschulen, Museen und Bibliotheken. Inzwischen lebt eine dritte und vierte Generation im Land, die sich wieder als deutsche Juden zu verstehen beginnt. In vielen Städten gibt es Christlich-Jüdische Gesellschaften, die den Dialog pflegen und an der Bewältigung der Vergangenheit arbeiten.

Seit den 90er Jahren ist innerjüdisch eine religiöse Differenzierung zu beobachten. War in der alten BRD die „orthodox geführte Einheitsgemeinde“ die Regel, so zeigte sich nun ein Bedürfnis nach Neuorientierung. 1997 wurde die „Union progressiver Juden in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ gegründet. Diese Gemeinden sehen sich in der Tradition des deutschen Reformjudentums und bemühen sich um zeitgemäße Ausdrucksformen des Jüdischseins. Mit eigenen Rabbinern, religionsrechtlichen Instanzen und einer eigenen Ausbildungsstätte sind sie im Begriff, eine parallele Organisation zum „Dachverband“ aufzubauen. Das religiöse Leben im deutschen Judentum

entwickelt sich also in Richtung auf eine pluralistische Situation, wie sie z.B. in England und den USA schon länger besteht.

Eine bedauerliche Entwicklung der 90er Jahre muss noch angesprochen werden: Es ist der schon vorher vorhandene, aber nun wieder sehr viel offener zu Tage tretende Antisemitismus, der sich unter anderem in der Schändung jüdischer Friedhöfe und Brandanschlägen auf Synagogen zeigt.

Juden in Thüringen

Die jüdische Besiedlung des thüringischen Raums hat vermutlich schon im 10. Jahrhundert begonnen, sichere Quellen gibt es aber erst für das 12./13. Jahrhundert (z.B. für Erfurt 1137, Mühlhausen um 1220, Eisenach 1235, Gotha um 1250). Die ersten Erwähnungen setzen schon etablierte Gemeinden voraus, wie Synagogenbauten, Grabinschriften oder Hinweise auf Rabbiner belegen. Ein einzigartiges schriftliches Zeugnis ist die Eidesformel für Erfurter Juden vom Ende des 12. Jahrhunderts, die auf das Bestehen einer größeren Judengemeinde und gewachsene Handelsbeziehungen schließen lässt.

Die Juden wohnten in der Nähe der städtischen Handelszentren, waren also nicht ghettoisiert. Im Laufe des 13. Jahrhunderts blühten die Gemeinden trotz wiederholter Angriffe auf. Der mittelalterliche Antijudaismus war auch in Thüringen verbreitet, und so kam es zu zahlreichen Verfolgungen, zum Teil verbunden mit dem Vorwurf des Ritualmords (z.B. in Erfurt 1221, 1265/66 und 1292/94). Ende des 13. Jahrhunderts häuften sich die Vorfälle. Es gab regelrechte Pogromserien, die sich von einer Stadt zur anderen ausbreiteten. Die Erfurter Juden konnten 1303 durch die Zahlung einer hohen Geldsumme an den Stadtrat ihr Leben retten.

Nach der Pest im Jahre 1349 waren die Eskalationen aber nicht mehr aufzuhalten. Nachdem man den Juden die Schuld an der Epidemie gab, rief Markgraf Friedrich II. von Thüringen höchstpersönlich seine Untertanen zum Mord an den Juden auf. In Erfurt wurden 100 jüdische Bürger erschlagen, bei dem anschlie-

ßenden Brand kamen noch einmal ca. 900 Menschen ums Leben. Die Pogromwelle erreichte auch alle anderen Städte Thüringens, teilweise kam es zu regelrechten Massenhinrichtungen.

Erstaunlicherweise siedelten sich schon wenige Jahre nach dieser Katastrophe wieder einzelne jüdische Familien in thüringischen Städten an. Der Grund war, dass die Städte die Einnahmen aus den Judensteuern brauchten. Die Stadt Erfurt bereitete die Ansiedlung planmäßig vor, sie baute „Judenhäuser“ zur Vermietung (1355) und sogar eine Synagoge (1357). Mit der Zeit entwickelte sich wieder eine blühende jüdische Gemeinde, die durch ein rabbinisches Schiedsgericht und Rabbinersynoden einige Bedeutung erlangte. Die rechtliche Situation der Juden war allerdings deutlich schlechter als in der Zeit vor der Pest. Sie wurden mit hohen Abgaben, Sondersteuern und diskriminierenden Vorschriften belastet.

100 Jahre nach dem Wiederaufbau kam es zur zweiten Katastrophe für das thüringische Judentum. Sie wurde ausgelöst durch die Hetzpredigten des reisenden Franziskaners Capistrano (1452 in Erfurt und Jena), die zu einer erneuten Serie von Pogromen führten. Nach und nach wurden die Juden aus den thüringischen Städten vertrieben (1452 aus Mühlhausen und Jena, 1453/54 aus Erfurt). Die Stadt Erfurt erhielt 1458 vom Mainzer Bischof die Bestätigung, dass die Juden „auf ewige Zeiten“ ausgewiesen waren. Die Vertriebenen flohen ins damals gastfreundliche Polen. Damit war die mittelalterliche jüdische Kultur in Zentral- und Nordthüringen ausgelöscht. Lediglich im südlichen Thüringen konnte ein Landjudentum bis ins 20. Jahrhundert überleben.

Während der frühen Neuzeit gibt es für die thüringischen Städte nur sporadisch Hinweise auf die Ansiedlung von Juden. Eine Ausnahme bildeten die freien Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen. Sie duldeten immer wieder einige jüdische Familien, weil diese als Steuerzahler oder Geldbeschaffer nützlich waren.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnten sich im Zuge der langsam fortschreitenden Emanzipation wieder mehr und mehr jüdische Bürger niederlassen, neue Gemeinden wurden gegründet (z.B. Mühlhausen 1806, im Eichsfeld

ab 1807). Die Stadt Erfurt verteidigte bis 1802 ihr Recht, keine Juden aufnehmen zu müssen. Der Magistrat versuchte noch jahrzehntelang, die Niederlassung von Juden zu behindern und ihre Rechte einzuschränken. Doch der Bau einer Synagoge im Jahr 1840 zeigt, dass sich nun auch hier eine Gemeinde formiert hatte. Auch in vielen anderen Orten zeugen Synagogenbauten vom Aufblühen jüdischer Gemeinden (z.B. Mühlhausen 1841/42, Nordhausen 1845/87, Erfurt 1884, Gotha 1904).

Im Jahre 1930, kurz vor der letzten Katastrophe, gab es in Thüringen insgesamt 27 jüdische Kultusgemeinden. Während der NS-Zeit erlitten die Thüringer Juden das gleiche schreckliche Schicksal wie ihre Glaubensgenossen im ganzen Land. In der Pogromnacht 1938 wurde zum Beispiel in Erfurt die Synagoge abgebrannt; in Mühlhausen wurde das Innere zerstört - wegen der Gefahr für Nachbarhäuser wagte man es nicht, einen Brand zu legen. Viele jüdische Männer aus Thüringen wurden verhaftet und ins nahe gelegene Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Vielfach wurden sie nur unter der Auflage, möglichst bald auszuwandern, wieder entlassen.

Von 1941 bis in die letzten Kriegstage wurde das Vernichtungsprogramm der Nazis auch an den Thüringer Juden vollstreckt. Ein typisches Beispiel ist der Transport vom 10. Mai 1942: 148 Juden aus Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt wurden in das Ghetto von Belzyce im polnischen Distrikt Lublin deportiert. Sie kamen entweder im Ghetto um oder wurden in den Gaskammern des Vernichtungslagers Majdanek ermordet.

Nach dem Kriegsende 1945 kehrten 127 Überlebende aus dem Lager Theresienstadt nach Thüringen zurück, davon 15 nach Erfurt. Dazu kamen etwa 400 Überlebende aus der Breslauer Gegend. 1946 wurde der Landesverband Thüringen gegründet, zu dem die Gemeinden Erfurt, Eisenach, Gera, Jena und Mühlhausen gehörten.

In der Erfurter Gemeinde begann man schon bald mit den Planungen für den Bau einer neuen Synagoge, und tatsächlich konnte der einzige Synagogen-Neubau der DDR am 31. Oktober 1952 eingeweiht werden. Allerdings durfte die Gemeinde nicht ihren ursprünglichen Entwurf umsetzen, weil die Behörden ein „unauffälliges“ Bauwerk wünschten. Die Mühlhäuser Gemeinde bemühte sich vergeblich, ihre stark beschädigte Synagoge wieder benutzbar zu machen.

Durch die Fluchtwelle 1953/54 verlor der Thüringer Landesverband 38 Prozent seiner Mitglieder. Danach wurden die Gemeinden Eisenach, Gera, Jena und Mühlhausen geschlossen; Erfurt wurde zum Sitz der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen. 1989 gehörten ihr nur noch 26 Mitglieder an.

Der Bestand dieser Gemeinde wurde gerettet durch Flüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion. Im Jahre 2002 war sie auf 580 Mitglieder gewachsen, davon waren nur 16 „Altmitglieder“. Wenn man sich dieses Zahlenverhältnis vergegenwärtigt, kann man erahnen, welche immense Integrationsarbeit die wenigen Alt-Thüringer in den letzten zehn Jahren geleistet haben. Zum Vergleich: In Hessen, wo die Gemeinden sich am Rand ihrer Möglichkeiten erlebten, haben sich die Zahlen „nur“ verdoppelt.

Ein bedauerlicher Fall von gewaltbereitem Antisemitismus zeigte sich in dem versuchten Brandanschlag auf die Erfurter Synagoge (20. April 2001), der aber in der Bevölkerung Solidarität und Anteilnahme hervorrief.

Am 31. August 2002 konnte das 50jährige Bestehen der Erfurter Synagoge festlich begangen werden. Seit 1997 gab es auch wieder Restaurierungsarbeiten an der Mühlhäuser Synagoge. Gegenwärtig entwickelt sich ein weiterer Schwerpunkt jüdischen Lebens in Jena, wo es über 100 Mitglieder und seit kurzem auch ein Gemeindehaus gibt.

Dr. Pitzer-Reyl empfiehlt folgende weiterführende Literatur:

Gidal, Nachum T: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Gütersloh, 1997

Informationen zur politischen Bildung: Geschichte des jüdischen Volkes. Bonn, 1991, 5. überarbeitete Auflage

Klöcker, Michael;Udo Tworuschka (Hrsg.): Handbuch der Religionen, III Judentum. München, 1997

de Lange, Nicholas: Jüdische Welt. Augsburg 1997

Liesenberg, Carsten: Zur Geschichte der Juden in Mühlhausen und Nordthüringen und die Mühlhäuser Synagoge. Mühlhausen, 1998

Richarz, Monika (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1945. München, 1989

Stadt und Geschichte. Zeitschrift für Erfurt, Nr.16, 03/2002

Tworuschka, Monika und Udo (Hrsg.): Religionen der Welt. Grundlagen, Entwicklung und Bedeutung in der Gegenwart. Gütersloh/München, 1992

Zierer, Otto: Judentum, Kiesel Verlag. o.O., 1985

Juden in Thüringen: Das Raus und Rein einer Minderheit

VON KONSTANTIN RATCHITSKI
UND OLEG KRAPIVNER

Konstantin Ratchitski, geboren am 15. Oktober 1985, seit 13. November 1996 Mitglied der jüdischen Landesgemeinde Thüringen, ist Schüler der 10. Klasse am Albert-Schweizer-Gymnasium Erfurt.

Oleg Krapivner, geboren am 11. Juni 1987, seit dem 23. Mai 1997 Mitglied der jüdischen Landesgemeinde Thüringen, ist Schüler der 10. Klasse am Erfurter Albert-Schweizer-Gymnasium.

„Juden in Thüringen: Das Raus und Rein einer Minderheit“ - es stecken viele tiefgreifende Gedanken hinter diesem Titel, darunter eine bohrende Frage: Kann Deutschland nach all dem, was in seiner Vergangenheit passiert ist, nach diesem ewigen Hin und Her, wieder ein Einwanderungsland für Juden sein? Diese Frage stellten wir - junge jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion - uns, als wir uns überlegten, wie wir an das Thema herangehen sollten. Diese Frage mit bloßem „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten, ist unmöglich. Tatsache ist, dass seit mehr als zehn Jahren, dem Fall der Berliner Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands, jährlich ca. 10.000 jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kommen. Bis zum heutigen Tag sind ungefähr 120.000 Jüdinnen



Oleg Krapivner (links) und Konstantin Ratchitski verfassten die Arbeit zur Geschichte der Judentums

und Juden in die Bundesrepublik eingewandert. Doch im Vergleich zu der Anzahl der Juden, die vor der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland lebten, ist diese Zahl sehr gering. Damals lebten in Deutschland ca. 600.000 Juden, von denen ein geringer Teil emigriert war, die meisten aber in den Konzentrationslagern und Ghettos umgekommen sind.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, nach Gründen zu forschen, die die Menschen zur Emigration bewegen, dabei war es uns wichtig, die Spezifik der jüdischen Emigration zu zeigen. Damit die Menschen ankommen können, muss das Land, welches sie als Einwanderungsziel gewählt haben, bereit sein, sie aufzunehmen. Es war die erste frei gewählte DDR-Regierung unter Lothar de Maizière, die Anfang der 1990er Jahre solche Bereitschaft gezeigt hat

und den Juden aus der Sowjetunion ein Bleiberecht gewährte. Mit Blick auf die damaligen Beziehungen zur Sowjetunion war es eine mutige Tat, im Hinblick auf die Vergangenheit war es auch seitens des Vereinten Deutschlands eine klare Entscheidung von nicht zu unterschätzender Bedeutung: Dadurch wurde Adolf Hitlers

Traum vom „judenreinen Deutschland“ zunichte gemacht.

Wir haben unsere neue Heimat in Thüringen gefunden, in dem Bundesland, das viel Raus und Rein von Juden erlebt hat, wo Blütezeiten

der jüdischen Gemeinden mit Zeiten der Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung der Juden wechselten. Diese Geschichte, die die Geschichte ganz Deutschlands vom Mittelalter bis in die Gegenwart widerspiegelt und doch besondere Züge aufweist, zu zeigen, gehört zu unserer Aufgabenstellung.

Wir, unsere Familien und viele andere, die sich in der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, der einzigen Gemeinde im Thüringen der Nachkriegszeit gefunden haben, beginnen hier einen neuen Anfang mit allen Problemen, die Immigranten bewegen. Unsere nächste Aufgabe war es, auch diese Probleme zu beleuchten.

Das ist unsere erste längere Arbeit. Wir hatten anfangs Angst, dass wir das riesige Thema nicht bewältigen könnten. Wir haben darüber mit vielen Menschen gesprochen: mit unseren Eltern, mit dem Vorsitzenden und mit Mitarbeitern der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen und mit unseren Freunden. Wir danken allen, die uns bei dieser Arbeit geholfen haben, vor allem aber dem Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, Wolfgang Nossen, für die Bereitstellung der notwendigen Materialien, Dr. Ludmilla Pevsner und Professor Dr. Otto Preu, die uns bei schwierigen Fragen im Zusammenhang mit dieser Arbeit zur Seite standen.

Wir hoffen, dass diejenigen, die sich die Mühe machen, unsere Arbeit zu lesen, etwas fühlen von den großen Traditionen, in denen wir Juden in Deutschland leben, und dass sie bemerken, dass wir jungen Juden uns bemühen, uns einen guten und umfassenden Überblick über die gemeinsame Geschichte zu verschaffen. Nur wer sich kennt und schätzt, kann gut und friedlich miteinander leben und gemeinsam eine erfreuliche Geschichte gestalten.

Auf Spurensuche: ein Arbeitsbericht

Wenn man Spuren sucht muss man ein Gespür für etwas haben, das man sonst übersieht. Man muss den Willen haben, etwas zu finden, das zum Ziel führt. Aber häufig kennt man das Ziel nicht, zu dem die Spuren führen. In unserem Fall galt unser Suchen zuerst nicht ir-

gendwelchen Spuren, die in die Zukunft führen würden, sondern Spuren, die es uns ermöglichen, etwas über jüdisches Leben im Thüringen der Vergangenheit zu erfahren. Nur wer seine Geschichte und die seines Volkes kennt, kann sich selbst erkennen und seine künftigen Möglichkeiten überdenken. Darum ging es uns in erster Linie. Aber auf diesen Gedanken kamen wir erst, als wir die ersten Spuren gefunden hatten. Diese Spuren lagen nah, nämlich in den Überlebenden der Shoá, die wir in der Jüdischen Landesgemeinde fanden - und in den ersten Zuwanderern, die schon 1990/91 aus der ehemaligen Sowjetunion kamen. Sie wussten viel über die Vergangenheit und erzählten uns von ihren Schicksalen und Erlebnissen der letzten fünfzig bis siebzig Jahre. Sie setzten uns auf die Spuren, die in die weitere Vergangenheit führten: zu den Geschichtsbüchern, zu den Werken jüdischer Wissenschaftler und Künstler der letzten Jahrhunderte, in die Geschichte des Mittelalters bis hin zur ersten Begegnung der Juden mit den Bewohnern in der Rheinebene vor etwa 2.000 Jahren. Das alles rief bei uns großes Erstaunen hervor und steigerte unser Interesse. Es reizte uns, so viel wie möglich über unsere Vorfahren zusammen zu tragen und es aufzuschreiben - nicht nur für uns selbst, sondern auch für andere, die an der Wahrheit über das Zusammenleben von Juden und Deutschen interessiert sind. Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten hat unser Interesse noch verstärkt.

Je weiter wir in die Vergangenheit vorrückten, um so schwächer wurden die Spuren. Also versuchten wir, die Spuren, die wir selbst und unsere Freunde und Eltern gerade setzten, in den Blick zu nehmen und gingen daran, Interviews zu machen mit jüdischen Zuwanderern, die offiziell „Kontingentflüchtlinge“ genannt werden. Das war nicht einfach, denn wir mussten Fragen finden, die deren Spuren markieren konnten. Wir sind keine Experten für Demoskopie. So stellten wir Fragen zusammen, die wir für ergiebig hielten. Unsere Population ist zu klein, um gültige Ergebnisse zu erlangen. Aber vielleicht kann unsere Arbeit Hinweise für weitere Forschungen auf diesem Gebiet geben.

Spuren in die Zukunft gibt es nicht, höchstens Denksuren in den Gehirnen der Men-

schen. Wir haben bemerkt, dass die Erwartungen der Zuwanderer für die Zukunft bescheiden sind. Es sind Hoffnungen in die Kinder und Jugendlichen und Wünsche für den Alltag. Wir fragten uns, ob wir die Banalitäten, die uns gesagt wurden, aufschreiben sollen. Wir haben es getan, weil uns klar geworden ist, dass die Sicherung des Alltags das Überleben gewährleistet. Die deutschen Behörden und unsere Lehrer geben sich in der Regel große Mühe, unsere Leute zu unterstützen und uns mit Rat und Tat, wie man hier sagt, zur Seite zu stehen. Dafür sind die jüdischen Zuwanderer dankbar.

Dass manche sich mehr vom „Westen“ und vom Leben in Deutschland erhofft und auch Illusionen hatten, steht auf einem anderen Blatt. „Hoffen und Harren hält manchen zum Narren“, das haben wir im Deutschunterricht gelernt. Wir sind natürlich keine Narren, also halten wir uns an die Realität. Man kann sich nirgendwo auf der Welt alle Wünsche erfüllen. Aber die Hoffnung bleibt. Wer keine Hoffnung mehr hat, der ist nicht mehr lebensfähig. Bei unserer Spurensuche haben wir immer wieder herausgefunden, wie hoffnungsvoll die Juden in Deutschland zu allen Zeiten waren. Dass viele Hoffnungen bitter enttäuscht wurden, gehört zu einer Geschichte, die sich hoffentlich nicht wiederholt.

Juden in Deutschland haben keine anderen Hoffnungen als alle anderen Menschen. Hier liegt, wenn wir die Spuren richtig deuten, die neue Chance für ein freundliches, friedliches und einander anerkennendes Zusammenleben.

Allgemeines zur Geschichte der Emigration

[Im folgenden Abschnitt ihrer Arbeit gehen Konstantin und Oleg ausführlicher auf die Gründe für Emigrationen im 20. Jahrhundert ein. Für die hier vorliegende Publikation „Spurensuche“ erfolgt eine redaktionelle Zusammenfassung des Originaltextes.]

Schon immer gab es Menschen, die gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen und anderswo Zuflucht zu suchen. Gewechselt haben im Lauf der Geschichte nur die Ursachen,

Motive und Orte und vor allem die Opfer der Flucht. Nach Angaben des UN Hohen Flüchtlingskommissars sind derzeit ca. 20 Millionen Menschen auf der Flucht. Wenn sich Menschen zur Flucht entscheiden, so geschieht dies immer unter Druck einer Situation, die als aussichtslos und unerträglich empfunden wird. Dennoch sind Flüchtlingsmotive im Allgemeinen und auch die Flüchtlingsgründe des einzelnen Menschen oft komplex.

[Acht Gründe werden von Konstantin und Oleg beleuchtet.]

Grund Nr. 1: Der Zerfall der Kolonialreiche

Grund Nr. 2: Teilung der Staaten

Grund Nr. 3: Zwischenstaatliche Konflikte als Folge der territorialen Abgrenzung der neuen Staaten

Grund Nr. 4: Konflikte in Folge der Unabhängigkeitsbestrebungen der Völker

Grund Nr. 5: Bürgerkriege

Grund Nr. 6: Ethno-religiöse Spannungen

Grund Nr. 7: Ökonomische Unterentwicklung

Grund Nr. 8: Ökologische Fehlentwicklungen.

Zur Spezifik der Geschichte jüdischer Emigration nach und aus Russland

Erste verlässliche Quellen, die eine jüdische Bevölkerung im Kiever Russ dokumentieren, stammen aus dem 11. Jahrhundert. Die Judenverfolgung bei den Kreuzzügen und auch im 14. Jahrhundert anlässlich der großen Pest veranlasste viele deutsche Juden (die so genannten „Aschkenasim“), nach Osteuropa (unter anderem nach Polen und Litauen) zu flüchten. Von da aus verbreiteten sie sich dann nach Osten, nach Russland aus. Mit den zuwandernden Aschkenasim hielt auch deren Sprache, aus Deutschland verpflanzt, ihren Einzug und wurde heimisch. Die Sprache heißt „Jiddisch“ - ein Mittelhochdeutsch, das in den Tagen, als der Bau des Kölner Doms begann, in den jüdischen Vierteln am Mittelrhein erklingen war. Dieses wurde vermischt mit hebräischen und slawischen Wörtern zur Sprache aller jüdischen Gemeinden im Osten. Auch die Namen vieler russischer Juden zeugen davon, dass sie die Nachfahren vertriebener deutscher Juden sind: Lie-

bermann, Friedmann, Feldmann, Michelsohn, Ehrlich, Berlin usw.

In Moskau wurden Juden erstmals 1445 erwähnt. Einen erheblichen Zuwachs erfuhr die jüdische Bevölkerung 1772 bis 1795, als Teile Ostpolens unter die zaristische Herrschaft fielen. Sie durften sich jedoch nicht im Innern Russlands ansiedeln, sondern sie mussten sich in einem abgegrenzten Teil des annektierten Gebietes, dem so genannten „Siedlungsgebiet“, niederlassen. Die zahlreichen von den Zaren erlassenen Dekrete, die die laufende Politik den Juden gegenüber festhielten, ließen eine doppelte Haltung erkennen: Misstrauen und Hass, geschürt durch Indoktrinationen der russisch-orthodoxen Kirche, führten zu diskriminierenden Bestimmungen.

Drei Beispiele hierfür:

- Ab 1827 mussten zehn Prozent der männlichen jüdischen Bevölkerung 25 Jahre Militärdienst leisten. Jüdische Kinder wurden schon ab dem zwölften Lebensjahr rekrutiert und zur Konversion gedrängt.
- Ab Mitte 1880 war den Juden sowohl die Ansiedlung auf dem Land als auch das Erwerben weiteren Grundbesitzes verboten.
- Es gab für Juden einen Numerus Clausus an den Hochschulen und bei der Anstellung etc.

Die zeitweise mittelalterlich anmutende Verfolgungstimmung, oft als Folge politischer Krisen und der anschließenden Sündenbock-Suche, äußerte sich in grausamen Pogromen und in der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus Russland. Verfolgung und Diskriminierung in allen Lebensbereichen ließen die Juden zu verschiedenen Lösungsmöglichkeiten greifen, von denen eine die Flucht, die Emigration war. Zwischen 1891 und 1910 emigrierten ca. eine Million Juden nach Amerika, Zehntausende nach Kanada, Europa, Australien etc. Die Mehrheit der verbliebenen fünf Millionen Juden unterstützte so auch die russische Revolution, die 1917 Rechtsgleichheit versprach. 1928 wurde im Rahmen der sowjetischen Siedlungspolitik an der chinesischen Grenze das autonome jüdische Gebiet Birobidshan ausgerufen, in dem tatsächlich nie mehr als ein Prozent aller sowjetischen Juden lebte. Die natio-

nale Gleichberechtigung und das Ende des Antisemitismus blieben ein Traum! Seiner Devise, im Sozialismus sei die Nationalitätenfrage gelöst, verlieh Stalin in antijüdischer Tradition mit Schauprozessen, Morden an Intellektuellen, Sprachverbot und Schließung jüdischer Schulen und Synagogen Nachdruck. Juden waren „Volksverräter“ und hatten Schuld an Fehlschlägen und Katastrophen der sowjetischen Kollektivierung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und nach Stalins Tod 1953 ging der „proletarische Internationalismus“ mit antisemitischer und nun vor allem antizionistischer Hetze weiter - in offenen Gewalttaten und mit der Brandmarkung jüdischer „Dissidenten“. Erst die Politik Michail Gorbatschows brachte für Juden ein Stück Selbstbestimmung und Meinungsfreiheit, aber ebenso für Rechtsradikale, Nationalisten und Neo-Kommunisten. Deren neue Allianz - die Verbindung staatlicher Ignoranz mit einem Antisemitismus von „unten“ - versuchte Juden im zerfallenden sowjetischen Imperium noch einmal zum Nationalfeind zu stigmatisieren: als innerer und äußerer Feind in Form einer globalen Verschwörung gegen das neue Russland im „Pakt mit dem Weltjudentum“. An offizielle Ausgrenzung und den „kleinen, alltäglichen“ Antisemitismus hatten sich die meisten Juden gewöhnt. Weil antisemitische Diskriminierungen keine strafrechtlichen Konsequenzen und rechtsradikale Gruppierungen gerade unter Angehörigen der Miliz und jungen Menschen zahlreiche Anhänger hatten, entstanden jedoch neue Ängste verbunden mit dem Wunsch, dieses Land zu verlassen.

Bereits in den 60-er Jahren hatten Juden in aller Welt unter dem Slogan „Let my people go“ die freie Ausreise für sowjetische Juden gefordert, denn während der zehnjährigen Regierungszeit Chruschtschows bis 1964 hatten insgesamt nur knapp 1.500 Juden das Land verlassen dürfen. Nach seinem Sturz als Parteivorsitzender, mit den veränderten Beziehungen zu den USA, stieg die Zahl der Ausreisegenehmigungen nach Israel und erreichte ihren vorläufigen Höchststand 1973 mit fast 35.000 Ausreisen. Zum Ende der Breschnew-Ära wurde die Auswanderung wieder beschränkt, verstärkte sich mit Gorbatschows veränderter Ausreise-

politik ab 1987 und gipfelte 1990 in 171.000 Ausreisen. Insgesamt hat Israel (Gesamteinwohnerzahl unter fünf Millionen) bis Mitte 1995 über 795.000 Juden aus der Ex-UdSSR aufgenommen. Da es bis 1989 keine Direktflüge nach Israel gab, reisten die ausgebürgerten Juden meist über Wien oder Rom. Seit 1972 entschieden sich zugleich immer mehr Migranten, unterwegs ihr Reiseziel zu ändern. Nun konnten sie nach Kanada, Australien und vor allem in die USA weiterreisen. Diese „Kursänderung“ wurde aber 1989 durch eine zunehmend restriktive Einwanderungspolitik der USA gestoppt. Das wirtschaftliche Chaos in der GUS, Bürgerkriege und die Islamisierungstendenzen im Kaukasus und Zentralasien führten ab 1992 zu vermehrten Ausreisen nach Israel. Das klassische Migrationsland USA und Israel stehen bei den Juden in der ehemaligen Sowjetunion noch immer an erster Stelle der „Wunschliste“ für eine Auswanderung; ein Teil von ihnen kommt nun jedoch nach Deutschland.

Auswanderung der Juden nach Deutschland Anfang der 1990er Jahre

Anfang der 90er Jahre hat sich Deutschland als Einreiseziel für sowjetische Juden angeboten, als sich im Sommer 1990 die damalige DDR-Regierung unter Lothar de Mazière zu einem neuen Verständnis der eigenen Vergangenheit bekannte. Darauf beruhte die Initiative, auswanderungswilligen jüdischen Bürgern aus der Sowjetunion die DDR als Einwanderungsalternative anzubieten. Das war ein mutiger Schritt der letzten DDR-Regierung, die zum ersten Mal frei gewählt worden war, denn damit wurde in gewisser Weise die Sowjetunion als rassistisches Regime bloß gestellt. Die neu gewählte Volkskammer erklärte: „Wir treten dafür ein, verfolgten Juden in der DDR Asyl zu gewähren.“ Bereits Anfang April hatte die Staatssekretärin für Ausländerangelegenheiten, Almuth Berger, eine Beratung mit hochrangigen Vertretern des Innen- und Außenministeriums, Staatssekretär Kalb vom Amt für Kirchenfragen und Verbandssekretär Fischer einberufen, um „die Aufnahme sowjetischer Juden, ihre vorläufige Unterbringung und spätere Integration vorzubereiten.“

Die Ankömmlinge konzentrierten sich zuerst in Berlin, aber von vornherein beabsichtigte man, sie auch in anderen Regionen anzusiedeln - insbesondere in Orten, wo jüdische Gemeinden existierten.

Die aus fast allen Teilen der Sowjetunion gekommenen Zuwanderer brachen über Nacht ein Tabu der Nachkriegsgeschichte: Das „Land ohne Juden“ wurde zum Einwanderungsziel. „Russische“ Juden schienen den überalternden und schrumpfenden jüdischen Gemeinden eine Zukunftsperspektive zu bieten. Da es in der DDR bislang kein Asylrecht und somit keine Infrastruktur für die Aufnahme von Immigranten gab, die mit Touristenvisa gekommen sind, herrschte auch Unsicherheit unter den jüdischen Ankömmlingen. Im Juli 1990 wurde vom Ministerrat der DDR die entsprechende Verordnung über die Aufnahme sowjetischer Juden verabschiedet. Laut dieser Verordnung wurden die Zuwanderer als Flüchtlinge eingestuft und ihnen ständiger Wohnsitz, d. h. eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung, Arbeitserlaubnis und Sozialhilfeanspruch gewährt. Als Anlaufstelle für Neuankommlinge richtete Staatssekretärin Berger ein „Kontakt- und Beratungsbüro für jüdische Bürger aus Osteuropa“ ein.

Die deutsche Wiedervereinigung brachte den zuerst mit Touristenvisa aus der Sowjetunion eingereisten Juden zunächst große Rechtsunsicherheit. Das Ausländerrecht der Bundesrepublik enthält keinen mit der Ministerratsverordnung vergleichbaren Aufenthaltsstatus. Zudem war die Regierung der Bundesrepublik an einer Immigrationswelle nicht besonders interessiert und wollte außenpolitische Komplikationen mit Israel vermeiden, das darauf bestand, alleiniges Asylland für Juden zu sein. Aus diesem Grund bemühte sich das Außenministerium seit September 1990, die Zuwanderung zu bremsen. Zur Regelung der Aufnahme sowjetisch-jüdischer Flüchtlinge zeigte die Bundesregierung keine Eile. Es wies die Auslandsvertretungen in der Sowjetunion an, keine weiteren Aufnahmeanträge entgegen zu nehmen. Auf Antrag der Fraktion der Grünen fand am 31. Oktober 1990 eine Bundestagsdebatte zu diesem Thema statt. Diesmal wurden noch keine Beschlüsse gefasst, zunächst verwies der Bun-

destag den Antrag der Grünen in den Innenausschuss. Der ehemalige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde zu Berlin und Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Heinz Galinsky, der sich eine Wiederbelebung der durch den Holocaust fast gänzlich vernichteten jüdischen Gemeinden in Deutschland vorstellte, trug dazu bei, dass über die Aufnahme jüdischer Emigranten positiv entschieden wurde. Im Januar 1991 verständigte sich die Innenministerkonferenz auf eine Regelung, die alle bereits eingewanderten Juden als „Kontingentflüchtlinge“ anerkannte. Die Aufnahme erfolgte also auf der Grundlage des Gesetzes über Maßnahmen für im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge vom 22. Juli 1980, zuerst geändert durch das Gesetz vom 22. Juli 1990. Mit diesem Gesetz hat die Bundesrepublik die Möglichkeit, schutzbedürftigen Ausländern die Einreise in das Bundesgebiet und den ständigen Aufenthalt zu gestatten. Die Aufnahme als Kontingentflüchtling bedeutet in der Regel, dass die Personen in ihren Heimatländern den Aufnahmeantrag stellen und den Nachweis erbringen, dass sie zum berechtigten Personenkreis gehören. In diesem Fall müssen sie ihre Geburtsurkunde und die so genannten „internen Pässe“, wo ihre nationale Zugehörigkeit als „Jude“ vermerkt ist, vorlegen. „Jude“ bedeutete in der ehemaligen Sowjetunion die Nationalität, keine Konfession. Die deutsche Auslandsvertretung leitet nach eingehender Prüfung diese Dokumente an die Bundesverwaltung weiter. Hier wird über die Verteilung der Kontingentflüchtlinge auf die Länder entschieden. Die eigentliche Integration beginnt also in den Bundesländern.

Eine Million Juden verließen die Sowjetunion

Seit 1989 hat fast eine Million Juden die UdSSR und ihre Nachfolgestaaten verlassen; im Zug einer gesetzlichen Aufnahmeregelung (dem „Kontingentflüchtlingengesetz“) sind davon inzwischen über 80.000 Personen nach Deutschland eingewandert. Es ist eine Palette von Motiven, bei denen Antisemitismus eher als latente oder Panik erzeugende Größe mitwirkt, die sowjetische Juden in den 90er Jahren zum

Auswandern veranlasst: Nationalitätenkonflikte, Umweltkrisen, fehlende soziale Absicherung, berufliche Beschränkungen und die wirtschaftliche Lage; auf der anderen Seite die Hoffnung auf eine sichere Zukunft im Aufnahmeland.

Die Bundesrepublik als Zielland wurde aus einer Reihe von Motiven gewählt. War in der Anfangsphase die Entscheidung für Deutschland für viele von Pragmatismus bestimmt - man konnte als Tourist einreisen und bleiben - und trafen zwei Drittel der Migranten ihre Ausreiseentscheidung kurzfristig, hatten über drei Viertel der nach 1991 Eingereisten bereits Verwandte hier, so dass von einer starken Sogwirkung, einer Art Kettenreaktion ausgegangen werden kann. Die vergleichsweise großzügige bundesdeutsche Einwanderungspolitik spielt natürlich dabei eine zentrale Rolle.

Kaum von Gewicht ist bei der Entscheidung die Nazi-Vergangenheit Deutschlands. Die generösen Zuwanderungsbestimmungen verfestigen die mehrheitliche Ansicht der Migranten, die Deutschen hätten aus der Vergangenheit gelernt. Nur wenige, die sich für die Migration nach Deutschland entschieden, hatten zudem direkte Erfahrungen mit der Shoá. Und Antisemitismus wird besonders von Jüngeren als spezifisch sowjetische Erscheinung wahrgenommen. Über die politischen Verhältnisse in Deutschland war kaum jemand korrekt unterrichtet; Auslandsmedien waren in der UdSSR selten zugänglich, Inlandsmedien wurde nicht vertraut. Und die Wenigen, die bereits hier lebten, nährten den Mythos vom „Wunderland“ Bundesrepublik und idealisierten ihr eigenes Leben. Da die USA, das Traumland sowjetischer Juden, die Immigration stark beschränkt hat und Israel von vielen als politisch/wirtschaftlich zu unsicher oder als zu fremd/orientalisch angesehen wird und weil man befürchtet, von einer unsicheren Situation in die nächste zu geraten, ist Deutschland in der Erwartung die günstigste Alternative. Es ist das Land der „Dichter und Denker“, reich, nah, ähnlich, europäisch. Auch Thüringen bekommt jährlich jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Da wir auch in diesem Bundesland leben, wollen wir etwas über die Geschichte der Juden Thüringens erzählen.

Geschichte der Juden in Thüringen

Die frühesten Hinweise auf eine Existenz jüdischen Lebens in Thüringen stammen aus Erfurt. Dort gab es spätestens seit dem 12. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde. Weitere mittelalterliche jüdische Gemeinden befanden sich in Arnstadt, Eisenach, Ellrich, Bad Frankenhausen, Ilmenau, Jena, Meiningen, Mühlhausen und Nordhausen. Die Juden hatten als Nichtchristen eine rechtliche, wirtschaftliche und soziale Sonderstellung inne. Sie galten als „Kammerknechte“ des Kaisers, waren diesem tributpflichtig und genossen im Gegenzug seinen Schutz. Dieses so genannte „Judenregal“ ging im Zug der Territorialisierung auf die Landesfürsten über, die es ihrerseits weiterverleihen konnten. Im Zeitalter der Kreuzzüge verschlechterte sich die Lage der Juden dramatisch: Sie wurden von allen Zunftberufen ausgeschlossen, so dass ihnen nur der Handel und Darlehensgeschäfte offen blieben. Durch den wachsenden religiösen Fanatismus und den wirtschaftlichen Neid ihrer christlichen Nachbarn wurden sie immer wieder verfolgt und in ihrer Existenz bedroht, wie etwa 1221 in Erfurt. 1298 griffen jüdenfeindliche Ausschreitungen von Franken auf Südthüringen über. Während der großen Pestepidemie 1349 wurden in vielen thüringischen Städten die Juden unter dem Vorwand, sie hätten die öffentlichen Brunnen vergiftet, beraubt, ermordet und die Überlebenden vertrieben. In der Folgezeit konnten sie sich mancherorts - meist unter verschlechterten Lebensbedingungen - wieder niederlassen, so in Erfurt spätestens 1354.

Die Erfurter Gemeinde, die schon vor 1349 im thüringisch-sächsischen Gebiet eine herausragende Stellung eingenommen hatte, zählte bald durch ihre Größe, ihren Wohlstand und die Ausstrahlung ihrer Rabbiner und Gelehrten zu den bedeutendsten jüdischen Gemeinden des Deutschen Reiches. 1458 jedoch wurden die Erfurter Juden erneut vertrieben. Von da an bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts weigerte sich die Stadt, wieder Juden aufzunehmen.

Auch aus anderen thüringischen Orten wurden die Juden im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts vertrieben, zuletzt aus Mühlhausen

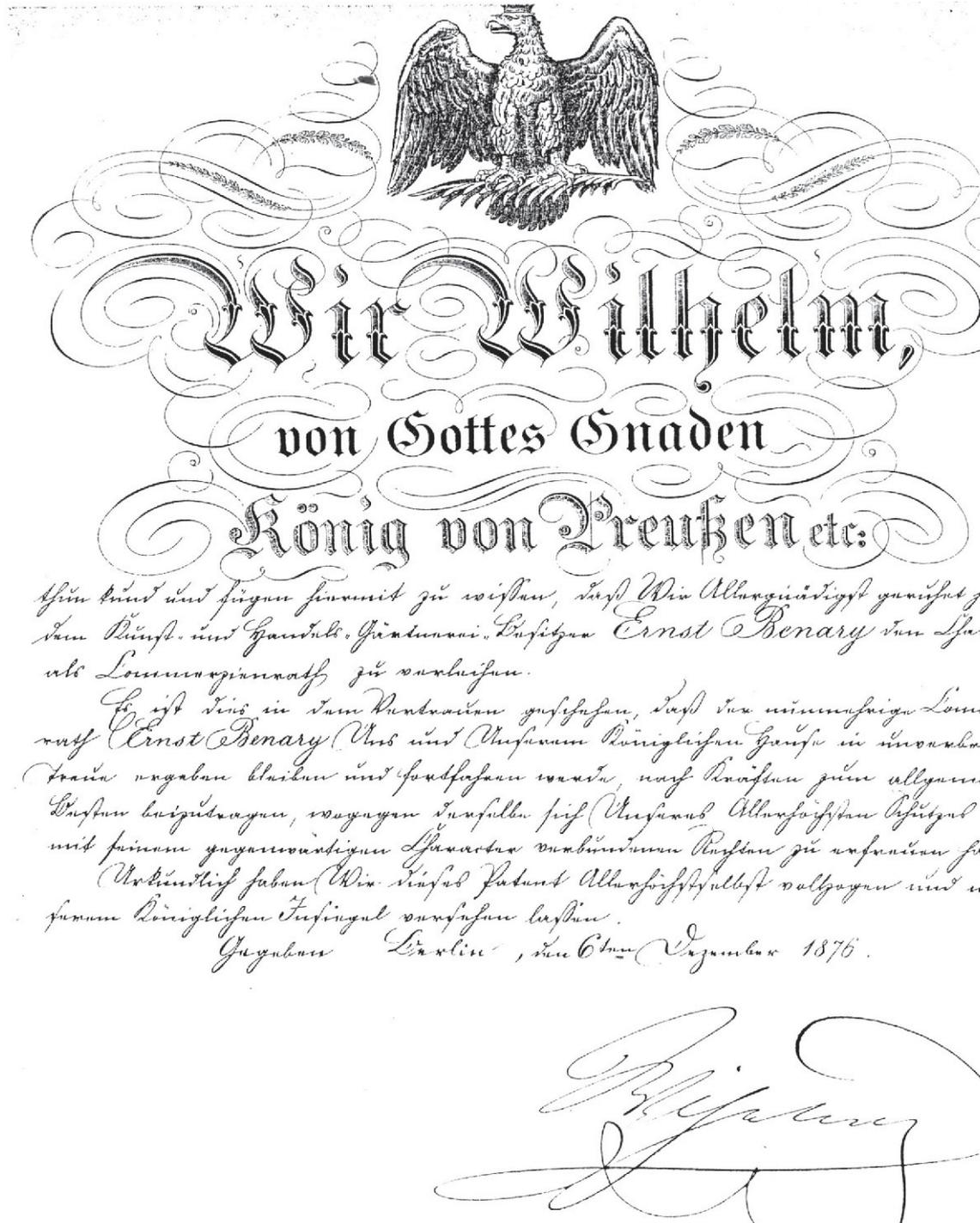
1543 und aus Nordhausen 1559. Im 17. und 18. Jahrhundert war ihnen in vielen Städten die Niederlassung verboten. In den Kleinstaaten wurden vereinzelt wohlhabende jüdische Kaufleute, Bankiers oder Heereslieferanten als „Hofjuden“ aufgenommen. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert lebte die Mehrzahl der thüringischen Juden in den reichsritterschaftlichen Dörfern der Rhön und um Meiningen (z. B. in Marisfeld, Dreißigacker, Bauerbach, Bibra, Berkach, Gleicherwiesen, Walldorf und Themar). Man betrachtete sie als zusätzliche Einnahmequelle und gewährte ihnen gegen eine gewisse Geldsumme und Sondersteuern einen „Schutzbrief“, der ihnen u. a. Wohnrecht und Handelskonzessionen garantierte.

Eine grundlegende Veränderung der rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lage der jüdischen Minderheit brachte die Emanzipationsgesetzgebung des 19. Jahrhunderts mit sich. Die Juden der zum Königreich Westfalen gehörenden Gebiete wie Mühlhausen oder Nordhausen erlangten zwar mit dem Dekret vom 27. Januar 1808 die völlige Gleichstellung, doch wurde diese nach der Niederlage Napoleons und der Auflösung des Königreichs wieder zurück genommen. Auch im preußisch gewordenen Erfurt verschlechterte sich ihre Rechtsstellung wieder, die sich unter der französischen Besatzung verbessert hatte.

Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts von den verschiedenen deutschen Staaten erlassenen Emanzipationsgesetze basierten auf der Annahme, die Juden müssten vor der endgültigen Gleichstellung zunächst durch erzieherische Maßnahmen an den Staat heran geführt werden. Denn ihre Kultur wurde als nicht zeitgemäß erachtet. Sowohl das sachsen-meiningische Patent vom 5. Januar 1811 als auch die sachsen-weimarische Judenordnung vom 20. Juni 1823 hielten noch an zahlreichen diskriminierenden Bestimmungen fest, wie zum Beispiel am Schutzgeld und an der Beschränkung von Berufswahl, Familiengründung und Freizügigkeit. Andererseits griff der Staat durch Reformvorgaben in die ehemals autonomen jüdischen Bereiche des Kultus- und Schulwesens ein. Nur in Schwarzburg-Sondershausen wurde den Juden bereits 1815 Lokal- und Staatsbürgerrecht ohne größere Einschränkungen gewährt. Die

anderen Staaten zogen wesentlich später nach: Sachsen-Weimar-Eisenach 1850, Sachsen-Coburg und Gotha 1852 und Sachsen-Meiningen 1868. In Reuß, wo ohnehin kaum Juden lebten, war die Gesetzgebung diskriminierend, und in Sachsen-Altenburg wurde noch 1867

das Niederlassungsverbot für Juden erneuert. Erst das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 5. Juli 1869 brachte allen jüdischen Thüringern die endgültige Gleichstellung mit ihren christlichen Nachbarn. Die rechtliche Emanzipation blieb nicht ohne Wirkung auf das soziale



Königliche Preußische Urkunde, mit der der Erfurter Unternehmer Ernst Benary 1876 für seine Verdienste um den Erwerbsgartenbau der Stadt zum „Commerzienrath“ ernannt wurde. (Stadtarchiv Erfurt)

und religiöse Leben der Juden. Sie passten sich immer stärker an ihre nichtjüdische Umgebung an. Man sprach nicht mehr jiddisch, sondern deutsch und verzichtete auf traditionell jüdische Namen zugunsten von deutschen. Religiöse Bindungen lockerten sich. Die neu errungene Freizügigkeit und der bei der jüdischen Minderheit früher einsetzende Trend, in die Städte zu ziehen, verstärkten diese Entwicklung.

Die vielfältigen Veränderungen schlugen sich auch in der Bevölkerungsentwicklung nieder. Stellten die Juden 1833/34 noch 1,06 Prozent (1.524 Personen) der sachsen-meinigen Bevölkerung und 0,6 Prozent (1.427 Personen) der sachsen-weimarischen, so machten sie 1871/72 nur noch 0,89 Prozent (1.625 Personen) der sachsen-meinigen und 0,35 Prozent (1.120 Personen) der sachsen-weimarischen Bevölkerung aus. Eine niedrigere Geburtenrate und eine größere Bereitschaft auszuwandern waren wahrscheinlich die Gründe für diesen Prozess. 1843 wurden im preußischen Regierungsbezirk Erfurt 1.452 jüdische Einwohner gezählt. In den übrigen thüringischen Ländern gab es nur wenige Juden. Die thüringischen Staaten gehörten zu den Regionen des Deutschen Reiches mit einem zahlenmäßig und prozentual geringen jüdischen Bevölkerungsanteil.

Der Einfluss der Emanzipationsgesetze auf die Berufsstruktur der thüringischen Juden ist noch nicht erforscht. Der jahrhundertelange Ausschluss der Juden aus Landwirtschaft und Handwerk hatte Spuren hinterlassen. Auf dem Land waren viele Juden im Handel beschäftigt, vor allem im Viehhandel, aber auch in der Textil- und Spielzeugindustrie. In den Städten fanden sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben vielen Kaufleuten zunehmend Juristen und Ärzte, aber auch Bankiers und Unternehmer. Die Armen und Mittellosen, die noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Gros der jüdischen Bevölkerung ausgemacht hatte, verschwanden zusehends.

Die Abwanderung der thüringischen Juden vom Land in die Städte, die schon im 19. Jahrhundert eingesetzt hatte, hielt im 20. Jahrhundert an. Zwischen 1910 und 1925 verringerte sich die jüdische Bevölkerung in den Landkreisen (ohne preußische Gebiete) von

2.055 auf 1.554 Personen. Am stärksten betroffen waren jene mit der größten jüdischen Bevölkerung: Eisenach, Meiningen und Hildburghausen. Demgegenüber konnten die Stadtkreise im selben Zeitraum einen Zuwachs von 1.767 jüdischen Einwohnern verzeichnen. Insgesamt waren 1925 im Land Thüringen 3.605 Juden gemeldet, 1.850 im preußischen Regierungsbezirk Erfurt. Die größte jüdische Gemeinde bestand mit 810 Mitgliedern in Erfurt. In Nordhausen, Gera, Gotha und Eisenach gab es mittelgroße Gemeinden mit je 350 bis 500 Mitgliedern.

Betrachtet man die Geschichte der deutschen Juden vom Beginn der Emanzipationszeit bis in die 1920er Jahre, so lässt sich ein sozialer Aufstieg beobachten, der mit der Übernahme bürgerlicher Normen verknüpft war. Die jüdischen Bürger integrierten sich in steigendem Maß in das gesellschaftliche und politische Leben ihrer Städte und Gemeinden, wie z. B. der Mathematiker Ephraim Salomon Unger (1789-1870), der Entwickler der Erfurter Kunst- und Handelsgärtnerei Ernst Benary [siehe Abbildung auf Seite 29] oder der Kunstmäzen Alfred Heß (1879 bis 1931) in Erfurt. Gleichzeitig etablierten sie aber im Umfeld ihrer Synagogen und Schulen ein jüdisches Vereinsleben. Während des Ersten Weltkrieges meldeten sich zahlreiche jüdische Männer als Kriegsfreiwillige. Später arbeiteten andere, wie der Verfassungsrechtler Eduard Rosenthal, engagiert am Aufbau der Weimarer Republik mit. Gegen die Emanzipation und die Integration der Juden in die Gesellschaft formierten sich jedoch seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts im ganzen Reichsgebiet antisemitische Verbände und Parteien. Nach dem Ersten Weltkrieg gewannen sie immer mehr an Zulauf. In den letzten Jahren der Weimarer Republik gelang es ihnen, eine breite antisemitische Strömung in der deutschen Bevölkerung zu erzeugen.

Geschichte der Juden in Erfurt

Urquellen

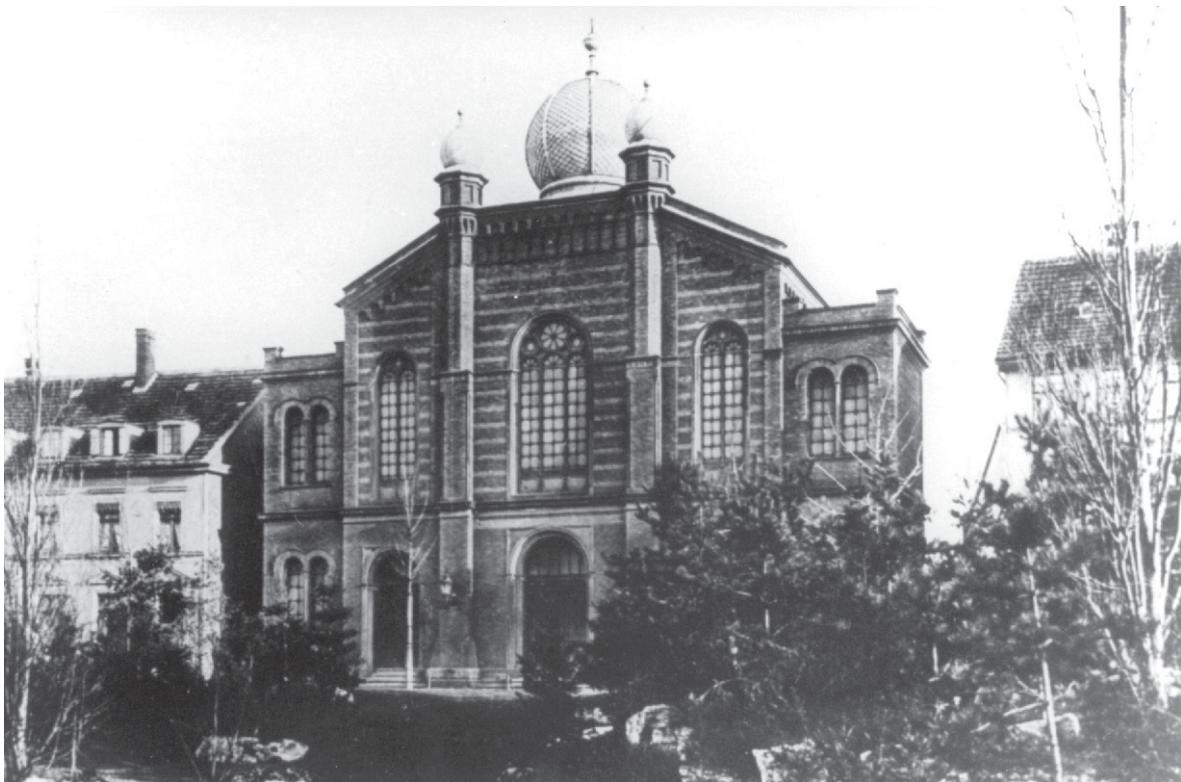
Wie sich aus einem Grabstein ergibt, bestand die Judensiedlung in Erfurt schon im Jahr 1137. Nach unverbürgten Nachrichten war sie bereits viel früher vorhanden (vielleicht

schon 779 und 803 zur Zeit des Bonifazius und Karl des Großen). Vor 1200 bestimmte Erzbischof Konrad von Mainz für die Stadt einen in deutscher Sprache abgefassten Judeneid. Im Schutz der Erzbischöfe von Mainz, denen Otto IV. 1209 und 1212 ausdrücklich das alleinige Anrecht auf die Judensteuer zugestand, wurde Erfurt bald die größte jüdische Gemeinde des thüringisch-sächsischen Gebietes; die Judensiedlung dehnte sich, wie neuerdings genau festgestellt, über das Gebiet der Benedikt- und der Michaelis-Pfarrei aus. An der im allgemeinen gesicherten Stellung der Juden änderten auch die lokalen Verfolgungen von 1221 bis 1266 nichts. Dagegen führte die Verfolgung zur Zeit des Schwarzen Todes (1349) zur völligen Auflösung der alten Gemeinde. Die neue, 1357 gegründete Gemeinde stand unter dem Schutz der Stadt Erfurt, nachdem das Mainzer Erzbistum 1354 auf das Judenerbe verzichtet hatte. Wie aus dem Verzeichnis der Judensteuern hervor geht, die Kaiser Sigismund 1433 erhob, war Erfurt damals die größte und steuerkräftigste Gemeinde des thüringisch-sächsischen Gebietes und wurde an Größe nur noch von einer deutschen Gemeinde, der von Nürn-

berg, übertroffen. Im Ganzen sind fünf Synagogen in Erfurt nachweisbar [siehe Abbildungen unten und Folgeseite], von denen zweifellos mehrere gleichzeitig bestanden haben. 1391 fand in Erfurt eine Rabbinerversammlung statt, an der auch die Rabbiner der benachbarten Gemeinden (Plaue, Weißenfels usw.) teilnahmen. Der bedeutendste Rabbiner Erfurts, Jacob Weil (vorher in Augsburg und Nürnberg), wirkte in Erfurt als Lehrer an der „Synagoge der Talmudjünger“; er hatte also eine talmudische Lehranstalt.

Mittelalter und Neuzeit

Vom Jahr 1357 bis in das 15. Jahrhundert hinein war die hohe Zeit der Blüte des Erfurter Judentums im Mittelalter. Dann begann die Verfolgung der Juden in Deutschland, und auch aus Erfurt wurden sie im Jahr 1458 hinaus getrieben. Das Judenbuch des Rates führte damals etwa 50 Juden und Jüdinnen auf, welche Abgaben zahlten, so dass man eine Gesamtzahl von 250 Juden annehmen kann. Im Jahr 1357 wurden die Juden unter den unmittelbaren Schutz des Rates gestellt. So oft sich in den Kulturländern, in denen die Juden wohnten,



Die Erfurter Synagoge am Karthäusering wurde 1884 geweiht und in der Pogromnacht 1938 zerstört

große geschichtliche Kulturrevolutionen vorbereiteten und vollzogen, haben das die Juden der Kulturländer schmerzlich empfunden. Und sobald der neue Geist religiösen Eifers zum Fanatismus entflammte, waren sie es, die von diesem Eifer am meisten betroffen wurden und die entsetzlichsten Qualen zu erdulden hatten. Eine solche Epoche bereitete sich im 15. Jahrhundert vor. Mit der Erfindung der Buchdruckkunst, die es ermöglichte, schnell Tausenden von Menschen neue Gedankengänge zu vermitteln, wurden Verleumdung, Hass und Abneigung gegen die Juden langsam aber sicher in die große Masse getragen. Die sich anbahnenden Veränderungen in der römisch-katholischen Kirche, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, waren eine der Hauptursachen für die Verschlechterung des Lebens der Juden. Im Frühjahr 1451 sprach der Kardinallegat Nicolaus von Kues in der Peterskirche und am Dom zu Erfurt seine Ideen von neuen Glaubenspositionen, nach denen sich alle richten sollten. Er verlangte dieses Bekenntnis auch von den Juden; ja, er hätte sogar ihre Beschneidung akzeptiert, wenn sie nur an die Dreieinigkeit glauben wollten; aber sie wollten nicht. Und er wusste es durchzusetzen, dass die Juden gelbe Ringe auf dem Bruststück ihrer Kleidung tragen mussten.

Noch schärfer wurde der Fanatismus, als 1452 der Italiener Johann von Capistrano drei Wochen lang Tag für Tag am Erfurter Dom zum Volk predigte. Es waren die wildesten Hetzreden gegen die Juden. Es grenzt an ein Wunder, dass nicht schon damals die Flammen der Scheiterhaufen das Judenviertel zerstörten. Was den Ju-

den geschah, ist nicht bekannt. Aber sie klagten beim Kaiser Friedrich III., und dieser gebot dem Erfurter Rat, „nachdem die Erfurter Jüdischheit in Erfurt wider des Reiches und ihre Freiheit und Herkommen gröblich misshandelt, ihnen Nahrung und Wohnung genommen, sie aus der Stadt getrieben, ihre Häuser und Friedhöfe willkürlich verkümmert und verändert hätten“, binnen sechs Wochen und drei Tagen „Abtrag“ zu tun und Rechenschaft zu geben bei 100 Mark Gold an Strafe. Trotz des

Eingreifens von Kaiser Friedrich III., trotz eines Prozesses, den die Juden beim kaiserlichen Kammergericht gegen den Rat der Stadt gewannen, wurde für die Juden der Aufenthalt in Erfurt allmählich unmöglich und sie wanderten aus.

Im Jahr 1608 wurde ein neuer Versuch von Juden gemacht, sich in Erfurt wieder anzusiedeln, aber vergeblich. 1768 wurde zum ersten Mal wieder einem Juden Nathan ausnahmsweise gestattet, sich in Erfurt längere Zeit aufzuhalten. Dafür musste er vier Gulden pro Woche bezahlen. Am 10. November 1789 bat der Hoffaktor Benjamin von Hildburghausen um die Erlaub-

nis, sich von Zeit zu Zeit in Erfurt aufhalten und Fabrikwaren und alte Kleidungsstücke kaufen zu dürfen. Das wurde ihm gegen eine jährliche Abgabe von 60 Talern gewährt.

Im Jahr 1806 fand wieder jüdischer Gottesdienst in Erfurt statt; im Mai 1807 hob der französische Kommandant Bigi den Leibzoll auf. 1809 erlangten Tobias und Heinrich Moos das Recht, in Erfurt zu wohnen und Geschäfte zu treiben. Der erste jüdische Bürger wurde 1810 Salomon David Unger, der Vater des noch



Innenansicht der Erfurter Synagoge am Karthäuser- ring, die am 9. November 1938 zerstört wurde

nachher hier so hoch geschätzten Mathematikers, Professor Dr. Ephraim Salomon Unger. An die Namen Unger und Moos knüpft sich die neuere Geschichte der Erfurter Judenheit. Nach und nach kamen mehr Juden nach Erfurt. Es bildete sich eine neue jüdische Gemeinde, welche seit 1811 unter der Leitung von Dr. Unger stand.

Nachdem das preußische Judengesetz vom 23. Juli 1847 erschienen war, strebte die Gemeinde danach, sich die staatliche Anerkennung zu verschaffen. Man übergab die Durchführung dieser Rechtssache dem Justizrat Pinkert. Die Verhandlungen dauerten vom 27. Dezember 1851 bis zum 16. Februar 1853. Dann verordnete der Minister für geistliche Angelegenheiten von Raumer die Konstituierung der Gemeinde nach dem Gesetz von 1847. [...] Am 17. November 1853 kam es endlich zur Konstituierung der Gemeinde und zur Wahl des Vorstandes und der Repräsentanten.

Die Einwohnerzahl Erfurts vergrößerte sich ganz erheblich und damit auch die Zahl der hier ansässigen Juden. Handel und Wandel blühten. Neue Industrien wurden ins Leben gerufen, und hierin taten gerade die Erfurter Juden sich besonders hervor. So verdankt die Erfurter Damenmäntel-Industrie, deren Erzeugnisse im In- und Ausland begehrt waren, ihre Entstehung den Juden. Die führenden Unternehmen in diesem Industriezweig befanden sich wohl sämtlich in den Händen der Juden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit nennen wir:

- Damenmäntelfabrik Lamm
- Damenmäntelfabrik Clauss & Sommerfeld

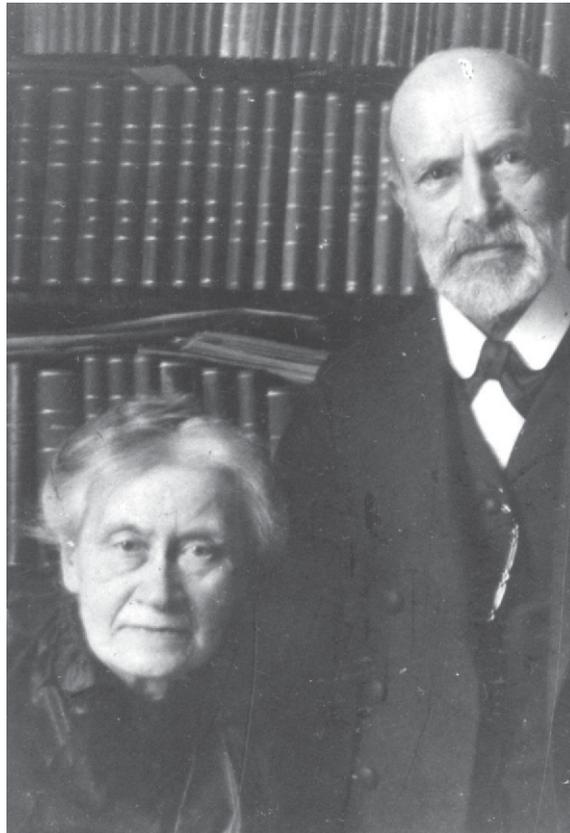
- Damenmäntelfabrik Meyersberg&Heß
- Damenmäntelfabrik Greiffenhaben & Bettsack
- Damenmäntelfabrik Gebrüder Jacobi
- Damenmäntelfabrik Jacobi & Rudnicki
- Kleiderfabrik Theodor Masch
- Wollwarenfabrik L. Kornicker.

Wir nennen weiter die bedeutende jüdische Maschinenfabrik von Gassenheimer & Sohn. In Erfurt bzw. in Arnstadt mit dem Sitz in Erfurt befanden sich auch zwei der bedeutendsten Malzfabriken in Deutschland, die sich in jüdischen Händen befanden:

- die Malzfabrik der Gebrüder Eisenberg in Erfurt-Nord
- die Arnstädter Malzfabrik.

Auch im kommunalen Leben Erfurts spielten einige Juden eine große Rolle. Dass es in Erfurt

auch eine große Reihe sehr tüchtiger Ärzte und Anwälte gab, sei nur nebenbei erwähnt. Von den vielen großen Geschäften in jüdischer Hand ist nur zu sagen, dass sie sich alle des allerbesten Rufes erfreuten und bekannt waren für ihr absolut ehrliches und reelles Handeln. Die Juden in Erfurt waren zum großen Teil recht wohlhabend. Für die wenigen Bedürftigen wurde in großzügiger Weise seitens der Gemeinde und der Erfurt-Loge gesorgt. Vor dem Machtantritt Hitlers betrug die Zahl der Gemeindeglieder etwa 1.000. Aber trotz dieser neuen Blütezeit der Juden in Erfurt im 19. Jahrhundert und bis zum



Dr. Moritz Salzberger (1844 bis 1929) war fast 37 Jahre Rabbiner in Erfurt

Jahr 1933 kann sich diese letzte große jüdische Gemeinde in Erfurt auch nicht im Entferntesten messen mit der Zahl der Erfurter Juden im Mittelalter, mit ihrer Geltung, ihrem Einfluss und

der großen Rolle, die sie viele Jahre hindurch gespielt haben.

Jüdisches Leben in der Weimarer Republik

Von der Weimarer Republik erhofften sich die Juden nicht nur die völlige rechtliche, sondern auch die soziale Gleichstellung. Daher engagierten sich viele für die junge Demokratie und nahmen aktiv am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben teil. Die Mehrheit der deutschen Juden gehörte dem Mittelstand an, sie waren u. a. Kaufleute, Angestellte in kleinen und mittleren Firmen, Handwerker - besonders in der Bekleidungsindustrie, aber auch Beamte, Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler und Arbeiter. 1925 lebten in Thüringen 3.603 jüdische Bürger, im preußischen Regierungsbezirk Erfurt 1.850.

Zu der Zeit bestand die größte jüdische Gemeinde in Erfurt (810 Mitglieder). Größere Gemeinden mit je ca. 350 bis 500 Mitgliedern existierten in Nordhausen, Mühlhausen, Gera, Gotha und Eisenach. Herausragende jüdische Persönlichkeiten waren z.B. Eduard Rosenthal, der Vater der thüringischen Landesverfassung, Alfred Heß, ein Erfurter Fabrikant und Kunstmäzen und Alfred Machol, der Begründer des Erfurter Klinikums [siehe Abbildung].

Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg waren geprägt von politischen Kämpfen, Wirtschaftskrisen und einem dadurch verschärften, rapide anwachsenden Antisemitismus. Auch in Thüringen führten antisemitische Parteien und Gruppierungen, wie jene des Erfurters Adolf Schmalix, erbitterte Hetzkampagnen gegen jüdische Bürger und bereiteten somit den Boden für den Nationalsozialismus.

Das Schicksal der Juden in der Zeit des Nationalsozialismus

Die Anfänge

Am 23. Januar 1930 wurde der Nationalsozialist Wilhelm Frick thüringischer Innen- und Volksbildungsminister. Damit war Thüringen das erste Land der Weimarer Republik, in dem Nationalsozialisten an der Regierung beteiligt wurden. Im August 1932 konnten sie die erste nationalsozialistische Landesregierung in Deutschland bilden. Schon Frick betrieb eine demokratiefeindliche, antisemitische Politik durch die Entlassung liberaler, sozialdemokratischer oder jüdischer Beamter, die Einführung nationalistischer Schulgebete und die

Einrichtung eines rassenkundlichen Lehrstuhls an der Universität Jena. Im Jahr 1932 sollte das Schächten, das rituelle Schlachten, verboten werden, doch trat das Gesetz aufgrund von Widerständen in der Öffentlichkeit zunächst nicht in Kraft. Jüdische Bürger wurden vermehrt von NS-Schlägertrupps angegriffen, Synagogen mit Hakenkreuzen beschmiert. Bereits einen Monat nach Hitlers „Machtergreifung“ am 5. März 1933 wurde der „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ vom Thüringer Innenminister verboten und damit sein Vermögen beschlagnahmt. Zu dieser Zeit lebten noch 2.882 jüdische Bürger in Thüringen (ohne den preußischen Regierungsbezirk Erfurt), in der Stadt Erfurt noch 831. Die Ab- und Auswanderung hatte schon begonnen. Der für das gesamte Reichsgebiet für den 1. April 1933 angeordnete Boykott gegen jüdische Unternehmer und Kaufleute wurde auch in thüringischen Städten und Gemeinden durch massiven SS- und SA-Einsatz durchgesetzt. Nichtjuden, die weiterhin Kontakte zu ihren jüdischen Freunden und Nachbarn pflegten, wurden von nun an unter Druck gesetzt. Auf den Boykott-Tag folgte am 7. April



Alfred Machol, Begründer des Erfurter Klinikums

1933 das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, auf dessen Grundlage die Entlassung jüdischer Bürger aus dem Staatsdienst voran getrieben wurde. Jüdische Lehrer, Hochschullehrer, Richter, Polizisten und Verwaltungsbeamte verloren ihre Stelle. Ein antisemitisches Gesetz folgte nun auf das andere. Auch die Kirchen blieben davon nicht unberührt. Die nationalsozialistische Gruppierung der „Deutschen Christen“ - in Thüringen schon vor 1933 stark - leugnete die jüdischen Wurzeln des Neuen Testaments. In Eisenach wurde schließlich 1933 das „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ gegründet, das ein „Volkstestament“ herausgab, in dem jegliche Anklänge an den jüdischen Hintergrund des Evangeliums herausgelöst waren.

01.04.1933

Boykott-Tag

07.04.1933

„Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“

10.05.1933

Bücherverbrennung. Es werden u. a. die Bücher

22.09.1933

jüdischer Autoren verbrannt.

1934

„Reichskulturkammergesetz“: Juden werden aus Kunst und Kultur verbannt.

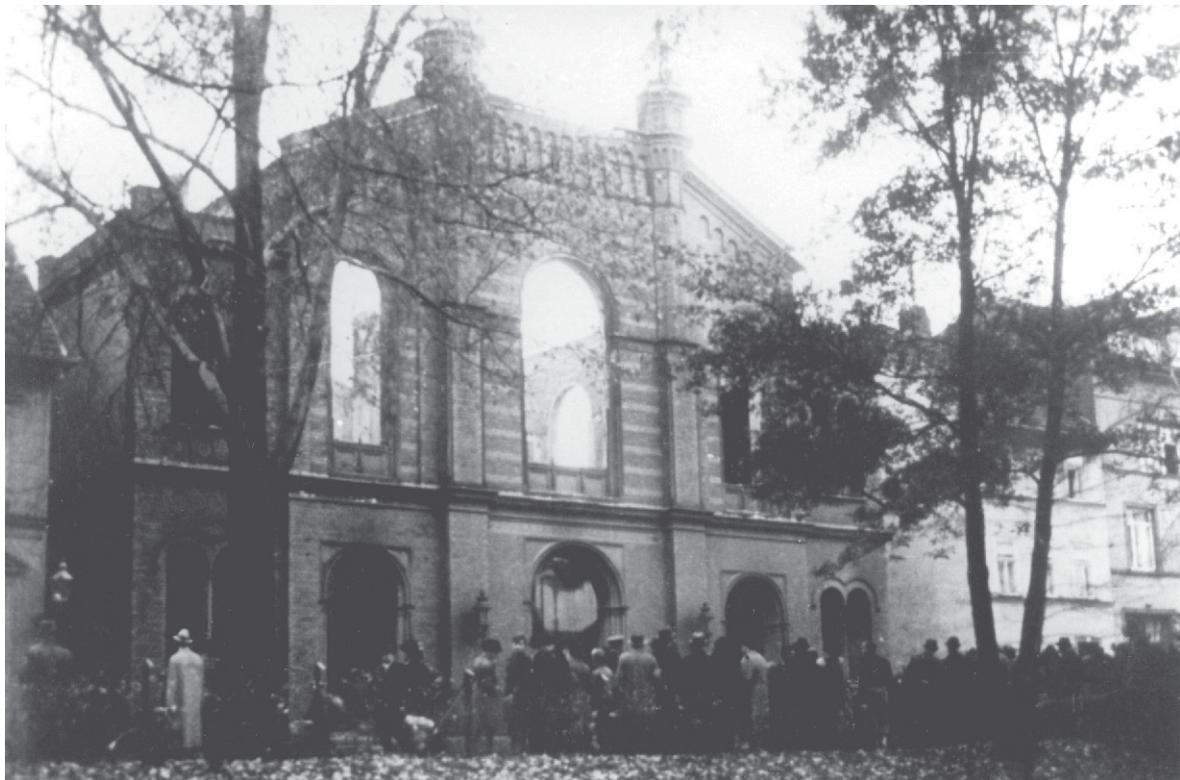
Juden dürfen keine juristischen und medizinischen Examen mehr ablegen und sich nicht mehr habilitieren.

25.07.1935

Juden dürfen keinen aktiven Wehrdienst leisten.

Von den „Nürnberger Gesetzen“ zur Pogromnacht vom 9./10. November 1938

Mit den „Nürnberger Gesetzen“ („Reichsbürgergesetz“ und „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“) vom 15. September 1935 wurde den Juden die Reichsbürgerschaft entzogen. Eheschließungen



Die Erfurter Synagoge nach der Zerstörung in der Pogromnacht am 9. November 1938.

und außereheliche Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden waren fortan unter Strafe gestellt. Der staatlich verordnete Antisemitismus wurde willig umgesetzt. In der gleichgeschalteten Lokalpresse erschienen Hetzartikel, an den Ortseingängen und vor Gasthäusern fanden sich immer häufiger Schilder mit der Aufschrift „Juden unerwünscht“, in vielen Läden wurden Juden nicht mehr bedient. Das Jahr 1938 brachte eine weitere Verschärfung der Lage. Im März begann eine „Arisierungskommission“ in Weimar damit, jüdische Geschäftsleute und Unternehmer festzustellen und die „Arisierung“ ihrer Unternehmen voranzutreiben, d. h. ihre Enteignung oder ihren Verkauf weit unter ihrem Wert. So wurden zum Beispiel in Erfurt das Kaufhaus „Römischer Kaiser“ (heute Anger 1) „arisiert“ und in Suhl die „Simson-Werke“.

Ein weiterer Schritt auf dem Weg zur völligen Ausgrenzung und Vernichtung war die Pogromnacht vom 9./10. November 1938, die so genannte „Reichskristallnacht“. Die Aktion war von langer Hand geplant und von SS- und SA-Leuten durchgeführt worden, wurde aber in der NS-Presse als Racheaktion für die Ermordung des deutschen Gesandten Ernst vom Rath in Paris durch den jungen Juden Herschel Grynszpan hingestellt. Wie überall im Reichsgebiet wurden auch in thüringischen Städten und Dörfern Synagogen in Brand gesteckt, Wohnungen und Läden geplündert und Menschen misshandelt. Jüdische Männer wurden aus ihren Wohnungen geholt, verhaftet, gefoltert und in Turnhallen gefangen gehalten. 1.178 von ihnen wurden in das KZ Buchenwald verschleppt. Etwa 25 der Gefangenen verloren dort ihr Leben. Die Überlebenden wurden in den Folge Monaten unter der Bedingung entlassen, ihren Besitz „arisieren“ zu lassen und auszuwandern. Den Abriss der Brandruinen mussten die jüdischen Gemeinden selbst begleichen, außerdem wurde den deutschen Juden eine „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark auferlegt. Fällig gewordene Versicherungssummen kassierte der Staat.

15.09.1935 Die „Nürnberger Gesetze“ werden erlassen.
 14.11.1935 „3. Verordnung zum Reichsbürger-

gesetz“. Juden sind keine Reichsbürger mehr. Alle jüdischen Beamten werden entlassen.

15.04.1937 Juden dürfen nicht mehr promovieren.
 28.03.1938 Jüdische Gemeinden sind fortan keine Körperschaften des öffentlichen Rechts mehr. Sie gelten als „Vereine bürgerlichen Rechts“ und müssen Vermögen über 5.000 RM melden.
 26.04.1938 Juden müssen ihr Vermögen anmelden.
 20.06.1938 Juden werden vom Besuch der Börsen ausgeschlossen.
 25.07.1938 Jüdischen Ärzten wird die Zulassung entzogen.
 17.08.1938 Juden müssen die Vornamen „Sara“ bzw. „Israel“ hinzufügen.
 27.09.1938 Jüdischen Rechtsanwälten wird die Zulassung entzogen.
 05.10.1938 Juden müssen ihre Reisepässe und Pässe abgeben. Sie erhalten neue, mit einem „J“ gekennzeichnete Pässe.
 27./28.10. 5.000 aus Polen stammende Juden werden im ganzen Reichsgebiet verhaftet und in das Niemandsland zwischen Deutschland und Polen abgeschoben.
 09./10.11. „Reichskristallnacht“
 12.11.1938 Den deutschen Juden wird eine „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark auferlegt. Durch die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ wird Juden die Leitung von Betrieben und Geschäften untersagt.
 15.11.1938 Jüdische Kinder werden vom Besuch öffentlicher Schulen ausgeschlossen.
 03.12.1938 Führerscheine von Juden werden für ungültig erklärt.
 06.12.1938 Juden wird der Besuch von

Theatern, Kinos, Konzerten, Ausstellungen und Freibädern, Sportplätzen etc. verboten. Durch die „Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens“ wird die Enteignung der Juden gesetzlich vorbereitet.

08. 12. 1938 Juden werden vom Besuch der Universitäten ausgeschlossen.

Deportation und Vernichtung der Thüringer Juden

Nach der rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ausgrenzung wurden die noch im Reich verbliebenen Juden im Mai 1939 gezwungen, ihre Wohnungen aufzugeben und in die so genannten „Judenhäuser“ zu ziehen. Eventuell noch vorhandene Kontakte zur nicht-jüdischen Bevölkerung sollten somit unterbunden und die Kontrolle der Verfolgten vereinfacht werden. Es dürfte aber auch in Thüringen - wie in anderen Teilen des Reiches - Beispiele der

Solidarität mit den jüdischen Nachbarn gegeben haben, doch ist darüber noch zu wenig bekannt. Im Sommer 1939 lebten noch 1.947 Juden in Thüringen. Sie wurden nun vermehrt zur Zwangsarbeit verpflichtet. Ab Juli 1939 war die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ die einzige noch zugelassene jüdische Organisation. Sie stand unter Aufsicht der Gestapo. In Thüringen liefen sämtliche Anweisungen der Gestapo über eine Außenstelle der Reichsvereinigung in Erfurt. Nach Kriegsbeginn wurden die Lebensbedingungen der Juden noch weiter eingeschränkt. An Flucht oder Auswanderung war für die meisten nicht mehr zu denken. 1942 begannen in Thüringen die Deportationen der Juden in die Konzentrations- und Vernichtungslager.

21.02.1939 Juden müssen Schmuck und Edelmetalle abliefern.

30.04.1939 Juden müssen ihre Wohnungen und Häuser räumen und werden in so genannte „Judenhäuser“ eingewiesen.



Deportation in Eisenach: Juden auf dem Weg zum nahegelegenen Hauptbahnhof

01.09.1939 Kriegsausbruch
 23.09.1939 Juden müssen ihre Rundfunkgeräte abliefern.
 23.01.1940 Juden erhalten keine Kleiderkarten mehr.
 10. bis 12.02. Erste Deportationszüge aus den Bezirken Stettin, Stralsund und Schneidemühl verlassen Deutschland Richtung Polen.
 27.07.1940 Die Telefonanschlüsse der Juden werden gekündigt.
 04.03.1941 Juden werden zum Arbeitseinsatz herangezogen.
 01.09.1941 Juden müssen von ihrem sechsten Lebensjahr an den gelben Stern tragen.
 18.09.1941 Juden brauchen eine besondere Erlaubnis für Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln.
 12.12.1941 Juden dürfen öffentliche Telefone nicht mehr benutzen.
 20.01.1942 Auf der „Wannsee-Konferenz“, einem Treffen von hohen Parteifunktionären und SS-Leuten in einer Villa am Wannsee, wird die Vernichtung der europäischen Juden beschlossen.
 17.02.1942 Juden dürfen keine Zeitungen und Zeitschriften mehr beziehen.
 13.03.1942 Juden müssen ihre Wohnungen kennzeichnen.
 14.04.1942 Ein erster Deportationszug mit 148 jüdischen Thüringern wird in das Vernichtungslager Majdanek geleitet.
 10.05.1942 Etwa 600 Personen aus 40 thüringischen Orten werden in das Ghetto Belzyce bei Lublin verschleppt.
 15.05.1942 Juden dürfen keine Haustiere mehr halten.
 11./22.06. Juden erhalten keine Rauch- und Eierkarten mehr.
 12.06.1942 Juden müssen alle elektrischen und optischen Geräte, Fahrräder und Schreibmaschinen abliefern.
 30.07.1942 Jüdische Gemeinden müssen Kultgegenstände aus Edelm-

tall abliefern.

19.09.1942 Juden erhalten ab dem Tag keine Fleisch- und Milchmarken mehr.

Weitere Deportationen aus Thüringen erfolgten im Frühjahr 1943, im Sommer 1944 und im Frühjahr 1945. Die Betroffenen wurden in die Konzentrationslager Theresienstadt und Ravensbrück sowie in die Vernichtungslager Auschwitz, Majdanek und Belzec verschleppt. Das Schicksal der Deportierten ist im einzelnen nicht bekannt¹. Man muss jedoch davon ausgehen, dass nur sehr wenige Juden die Vernichtungslager überlebt haben. In Thüringen selbst überlebten nur einige Juden, die mit einem nichtjüdischen Partner verheiratet waren.

Neuanfang in schwerer Zeit

Nach Kriegsende, im Mai 1945, kamen die ersten Juden wieder nach Erfurt. Von der eigentlichen Erfurter Jüdischen Gemeinde kehrten nur noch 15 Mitglieder zurück. Mit so wenigen jüdischen Bürgern war die Erfurter Gemeinde auf Zuwachs aus anderen Orten oder Ländern angewiesen. In den 1950er Jahren wuchs die jüdische Gemeinde Erfurt auf Grund des Zuzugs zahlreicher ehemaliger KZ-Häftlinge und der Auswanderungswelle aus den ehemaligen besetzten Ostgebieten des Deutschen Reiches u. a. aus Schlesien auf ca. 350 an. Ende der 1950er Jahre zählte die Gemeinde mehrere hundert Mitglieder.

Die Erfurter Jüdische Gemeinde gründete 1951 zusammen mit den in Mühlhausen, Eisenach, Gera und Jena wieder errichteten Gemeinden den Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Thüringen mit Sitz in Erfurt. Schon die erste Ausgabe des „Nachrichtenblattes der Jüdischen Gemeinden von Großberlin und des Verbandes der jüdischen Gemeinden der DDR“ im März 1951 veröffentlichte die G"ttesdienstzeiten der Gemeinden und kündigte an, dass in Erfurt ein Sederabend abgehalten würde. Nach dem Exodus der Thüringer Jüdischen Gemeinden infolge einer stalinistischen antisemitischen Welle von 1952 bis 1953 waren die Gemeinden so geschrumpft, dass nur noch die Erfurter Gemeinde, wenn

auch stark verkleinert, intakt blieb und nun ganz Thüringen als Einzugsgebiet hatte. Nach 1953 schrumpfte die Zahl der Gemeindemitglieder auf etwa die Hälfte. Auch der Neubau der Synagoge in Erfurt, der einzige auf dem Gebiet der DDR, und ihre Einweihung im Jahr 1952 konnte die Abwanderung nicht stoppen. In den folgenden Jahren sank die Mitgliederzahl stetig, zumal es kaum Geburten oder Zuwachs durch neue Mitglieder gab. Im Jahr 1989 zählte die Jüdische Landesgemeinde Thüringen mit Sitz in Erfurt noch 28 Mitglieder.

Die „Wende“ 1989 brachte auch hier eine Veränderung. Seit 1991/92 werden Juden aus der GUS als „Kontingentflüchtlinge“ in der Bundesrepublik aufgenommen.

Durch die schwere Anfangszeit führte die Gemeinde ihr erster Vorsitzender Max Cars (1945 bis 1961), der sein Amt aus Gesundheitsgründen abgab. Ihm folgten als Gemeindevorsitzende bis heute: Herbert Ringer (1961 bis 1985), Raphael Scharf-Katz (1985 bis 1994) und Wolfgang Nossen ab 1995.

Die Wiedereinrichtung einer Synagoge in Erfurt

Die Überlebenden der Verfolgungszeit, die sich nach 1945 in Erfurt zu einer neuen Gemeinde zusammengefunden hatten, versammelten sich zunächst zum Gottesdienst in einem kleinen Betsaal Am Anger 30/32. Die Jüdische Gemeinde bemühte sich seit dem 26. April 1946 um die Rückübertragung des Synagogengrundstücks. Nach einigen Querelen gelang es ihr, das Grundstück Karthäusering 14 im März 1947 vom Magistrat zurück zu erhalten. Auf diesem Gelände der am 9. November 1938 geschändeten und zerstörten Synagoge, am heutigen Juri-Gagarin-Ring, wurde dann in den Jahren 1951 bis 1952 eine neue Synagoge mit Mitteln des Staates gebaut. Es blieb dies der einzige Synagogenneubau in der DDR. Die Grundsteinlegung erfolgte am 9. August 1951. Den Synagogenneubau übergab am 31. August 1952 der stellvertretende Ministerpräsident der DDR und Leiter des Amtes für Kir-



Als stellvertretender Ministerpräsident der DDR übergab Otto Nuschke 1952 der Synagogenneubau.

chenfragen Otto Nuschke [siehe Abbildung auf Seite 39].

Der Landesrabbiner Dr. Martin Riesengruber weihte sie danach feierlich auf den Namen „Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit“ (Psalm 118, Vers 19) ein. Dieser Psalm befindet sich auch in hebräischen Lettern über dem Eingang der Synagoge. 1985 wurde die Synagoge renoviert.

Die Entwicklung der Erfurter Jüdischen Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg

Ausgerechnet in dem Jahr 1952, als in Erfurt eine neue Synagoge eingeweiht werden konnte, setzte ein erneuter Exodus der Jüdischen Gemeinde ein. Antisemitische Aktionen im Rahmen des Prager Slánsky-Prozesses und der Moskauer Ärzteprozesse 1953 führten auch in der DDR zu Repressalien gegen Juden. Mehr als die Hälfte der damaligen Erfurter Gemeinde verließ die DDR und floh u. a. in den „Westen“. Der Weggang so vieler jüdischer Bürger war für den staatlich „verordneten Antifaschismus“ ein schwer verdaulicher Schlag. In den folgenden Jahren sank die Mitgliederzahl auf Grund weniger Geburten und sehr geringen Zuwachses durch neue Mitglieder stetig. Im Jahr 1989 zählte die Jüdische Landesgemeinde Thüringen noch 28 Mitglieder. Die politische „Wende“ brachte auch hier eine Veränderung. Seit 1991/92 werden vermehrt Juden aus den GUS-Staaten als „Kontingentflüchtlinge“ in der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen und auf die Bundesländer nach einem Quotenschlüssel verteilt. Dadurch ist die Jüdische Landesgemeinde inzwischen auf etwa 400 Mitglieder angewachsen. Die Integration der neuen Gemeindemitglieder gestaltet sich aber beschwerlich, da die Zuwanderer zumeist von ihrer Religion nicht viel wissen. Die Zukunft der Gemeinde wird nicht zuletzt von der Bereitschaft der Einwanderer abhängen, ihre religiöse Herkunft zu verinnerlichen, aber auch von der Bereitschaft der Thüringer, die Neueinwanderer als Mitbürger aufzunehmen.

Jüdische Emigration nach Thüringen seit 1990

Im November 1989 war der Mitgliederstand der Jüdischen Gemeinde auf 28 gesunken. Einen Minjan, die zehn zum Gebet erforderlichen Männer, gab es schon lange nicht mehr. Nun keimte neue Hoffnung, dass vielleicht aus dem Westen doch der eine oder andere nach Erfurt oder wenigstens nach Thüringen kommt. Aber nicht aus dem Westen kamen sie, sondern aus dem Osten, und fünf Jahre später konnte man immerhin schon ca. 140 Mitglieder melden. Das waren aber auch mehr als 100 neue Problemträger.

Die ehemalige Sowjetunion mit ca. 2,5 Millionen Juden erlaubte ihnen die Auswanderung. Die große Masse ging nach Israel. Doch auch die Übergangs-DDR unter Lothar de Maizière hat Juden, die es wünschten, in die DDR eingeladen, damit sie hier ungestört, nicht verfolgt und nicht diskriminiert ihrem jüdischen Leben nachgehen können. Und dann kamen sie - kein Mensch wusste genau, was zu tun war. Sie kamen als Touristen und ließen die Visa einfach verfallen. Die hiesigen Behörden - Sozialämter, Wohnungsämter, später auch die Innenministerien - versuchten, mit dieser absolut neuen Situation fertig zu werden. Das galt auch für die Jüdische Landesgemeinde Thüringen: Denn diese Menschen, von denen nur ein Teil die deutsche Sprache sprach oder verstand, die ungeübt im Umgang mit der Demokratie waren, sie brauchten dringend Hilfe. Seit 1991 gibt es nun die so genannten „geregelteten Aufnahmeverfahren“, das wir Juden immerhin als einen ersten Schritt auf den Weg zur Integration sehen.

Die Propaganda in der ehemaligen Sowjetunion, wie gut der „goldene Westen“ sei, hatte nachhaltige Spuren in den Köpfen der Zuwanderer hinterlassen. Es war so gut wie unmöglich, den Angekommenen zu erklären, dass nicht die DDR gemeint ist, und zudem auch „der Westen“ schon lange nicht mehr pures Gold ist.

Eine wichtige Hilfe war der Abschluss eines Staatsvertrages zwischen der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen und dem Freistaat Thüringen. Es war ein wichtiger, notwendiger Schritt und ein großer Erfolg, der in schwierigen Ver-

handlungen des Vorsitzenden der Gemeinde Raphael Scharf-Katz mit der Regierung des Freistaates unter der Führung des Ministerpräsidenten Dr. Bernhard Vogel unterzeichnet werden konnte. Mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages war die finanzielle Unsicherheit, die mangels Steuereinnahmen und anderer Geldquellen zu den alltäglichen Sorgen der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen gehörte, fürs erste behoben. Die Zuwanderung setzte sich fort; eine gewisse regelmäßige Betreuung - u.a. durch Besuche in den bis zu zehn provisorischen Unterkünften - hatte sich eingespielt. Der personelle Zuwachs begann, sich im Gemeindeleben auch positiv abzuzeichnen. Als Religionsgemeinschaft war es natürlich wichtig, dass ein kontinuierlicher Gottesdienst abgehalten werden konnte. Der Minjan (10 Männer, die für ein Gebet notwendig sind) war kein Problem mehr. Fast an jedem Freitagabend waren ein Mann und natürlich eine Frau mehr in der Synagoge. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das gemeinsam gefeierte Chanukka-Fest, aber auch der gemeinsame Seder-Abend - der Beginn des Pessach-Festes - wurde gern angenommen. Zu diesen Festen wurden auch stets nichtjüdische Gäste aus Kirchen, Politik, Wirtschaft und Freunde - unter ihnen viele, die auch schon zu DDR-Zeiten Freunde der Gemeinde waren - eingeladen.

Zuerst wurden also durch das Innenministerium Übergangswohnheime eingerichtet. Mehrere Generationen lebten in einem Raum. Kochen, Baden, Wäschewaschen fanden in Gemeinschaftsräumen statt. Die Aufenthaltsdauer war unterschiedlich, aber zumeist mindestens für ein Jahr. Es wurde ein Deutschlehrgang für die Dauer von sechs Monaten für Berechtigte bis zum 60. Lebensjahr abgehalten. Waren die Menschen während der ersten Jahre noch in Erfurt oder Jena oder zumindest in der Nähe untergebracht, so wurde das aus Kostengründen inzwischen geändert, und die Menschen sind über ganz Thüringen verteilt. Das ist nicht gut für die einzelnen Familien und auch eine enorme Belastung für die Jüdische Landesgemeinde. Der ursprüngliche Gedanke dieser Zuwanderungserlaubnis war es, die überall langsam oder schnell mangels Nachwuchs stehenden Jüdischen Gemeinden zu stärken. Nun

ist jedoch das Gegenteil eingetreten. Inzwischen ist seit 1995 der vierte Vorstandsvorsitzende nach der Wiedergründung der Gemeinde, Wolfgang M. Nossen, im Amt. Erst im März des Jahres 2003 wurde er zum dritten Mal in Folge mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt. Die Gemeinde ist inzwischen auf ca. 580 Mitglieder angewachsen. Die meisten wohnen in Erfurt, zumeist schon in eigenen Wohnungen. Und es gibt ein neues jüdisches Kulturzentrum, das viele Besucher, sowohl Juden als auch Einheimische, anlockt.

Rechtlicher Status der jüdischen Einwanderer

Gesetzliche Grundlagen

Die Aufnahme der jüdischen Zuwanderer erfolgt auf Grundlage des Gesetzes über Maßnahmen für im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge vom 22. Juli 1980, zuerst geändert durch das Gesetz vom 22. Juli 1990.

Diese so genannten Kontingentflüchtlinge genießen die Rechtsstellung nach den Artikeln 2 bis 37 der Genfer Flüchtlingskonvention, ohne dass sie zuvor ein Asylverfahren durchlaufen müssen. Den jüdischen Zuwanderern wird eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis gewährt, die gewöhnlich mit Beschränkungen und Auflagen bezüglich des Zuweisungsortes verbunden ist. Diese räumliche Beschränkung gilt, solange die Betroffenen auf Sozialleistungen angewiesen sind und endet grundsätzlich mit der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit.

Die Verteilung in die Bundesländer erfolgt nach dem so genannten „Königsschlüssel“. Thüringen muss jährlich 3,3 Prozent der Flüchtlinge aufnehmen. Als gesetzliche Grundlage dient das Thüringer Flüchtlingsaufnahme-gesetz - ThrFlüAG - vom 16. Dezember 1997. Zuerst kommen jüdische Zuwanderer in das Übergangswohnheim „Aschara“, dann werden sie in die Landkreise verteilt: entweder in die Übergangswohnheime oder in diverse Einzelunterkünfte. Erfurt zum Beispiel muss jährlich 8,4 Prozent der Ausländer aufnehmen. (Gesetzliche Grundlage: Thüringer Flüchtlingsverteilungsverordnung vom 24. Juli 1998). Die jüdischen

Zuwanderer verfügen über alle Leistungen, die mit dem Prozess der Integration verbunden sind.

Aufnahme und Unterbringung

Die Aufnahme und die Unterbringung jüdischer Zuwanderer ist heute durch das „Thüringer Gesetz über die Aufnahme und Unterbringung von Asylbewerbern und anderen ausländischen Flüchtlingen“ vom 16. Dezember 1997 geregelt. Laut diesem Gesetz sind die Landkreise und kreisfreien Städte verpflichtet, jüdische Zuwanderer in so genannten „Gemeinschaftsunterkünften“ unterzubringen. Da die meisten jüdischen Zuwanderer Großstädter waren, ist es für sie ein massives Problem, sich an ländlich-kleine Umgebung zu gewöhnen.

Jüdische Zuwanderer und Probleme der Integration

Bildungsstand und Arbeitsplatzperspektiven

Bezüglich des Bildungsprofils überwiegen auf Männer und Frauen gleichmäßig verteilt Akademiker, darunter Ingenieure, Lehrer, Ärzte, Ökonomen, Musiker. Die Zuwanderer waren in der alten Heimat in der Regel durchgängig beschäftigt, häufig auch über das reguläre Rentenalter hinaus. Sie hatten überwiegend gute berufliche Positionen, einen relativ hohen Sozialstatus und waren vergleichsweise materiell privilegiert. Für die meisten Zuwanderer ist die Migration mit erheblichen sozialen Problemen verbunden. Und wenige von ihnen haben derzeit eine objektive Chance, Arbeit zu bekommen. Das führt bei vielen in eine schwer zu bewältigende Krise. Die neue unbekanntere Situation löst Ängste aus. Die jüdischen Zuwanderer hatten sich ein ideales Bild von Deutschland gemacht. Die Enttäuschungen über ihre tatsächlichen Lebensverhältnisse müssen sie in einem längeren Prozess verarbeiten.

Sprachkenntnisse

Die jüdischen Zuwanderer kommen, von Ausnahmen abgesehen, nach Deutschland ohne Deutschkenntnisse. Der vom Arbeitsamt geförderte Deutschlehrgang dauert sechs Monate. Dieser Zeitraum reicht nicht aus, um

Deutsch für den Umgang mit Behörden, mit der deutschen Umgebung und insbesondere für den Erwerb eines Arbeitsplatzes zu erlernen. Neben Sprachkompetenzen zur Alltagsbewältigung, die in dieser Zeit nur unzureichend erlernt werden können, fehlen besonders Sprachfähigkeiten für den jeweiligen Beruf. Zudem verschlechtern sich nach Abschluss der Sprachkurse die erworbenen Sprachkenntnisse, insbesondere der aktiven Sprache, rapide, weil sich die arbeitslosen Migranten fast ausschließlich in einer Russisch sprechenden Umgebung (im Wohnheim) aufhalten. Kontakte außerhalb der eigenen Gruppe kommen nur selten zustande. Den jüdischen Senioren steht ein Deutschlehrgang überhaupt nicht zu. Das ist außerordentlich bedauerlich.

Besondere Probleme von Kindern und Jugendlichen

Kinder und Jugendliche befinden sich in einer besonderen Lage. Sie sehen sich Gefahren und Verlockungen verschiedener Art ausgesetzt. Ihnen fehlt oft der Halt in der Familie, die unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen lebt und ihre erzieherische und beschützende Funktion nicht mehr im erforderlichen Maß erfüllen kann. In den Schulen fühlen sich die Kinder und Jugendlichen oft isoliert und nicht akzeptiert. Die wachsende Fremdenfeindlichkeit bekommen sie leider oft zu spüren.

Senioren-Probleme

Die Altersstruktur der jüdischen Zuwanderer ist durch Überalterung gekennzeichnet. Mehr als 50 Prozent der Mitglieder der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen sind ältere Leute. Die meisten von ihnen sind krank und abgearbeitet. Sie haben Sprach- und daher Verständigungsprobleme und können sich in ihrem neuen Leben sehr schlecht orientieren. Viele von diesen Menschen sind Überlebende der Shoá, sie waren in Ghettos eingeschlossen oder flüchteten vor dem Einmarsch der nationalsozialistischen Truppen in die Ukraine, nach Russland oder nach Weißrussland. Sie stehen unter einem besonderen psychischen und moralischen Druck, weil sie sich selbst fragen und von anderen häufig gefragt werden, warum sie eigentlich ausgerechnet nach Deutschland ausgewandert

sind. Mit dieser Frage werden sich die jüdischen Senioren noch lange beschäftigen. Außerdem haben sie häufig Schuldgefühle den Verstorbenen und Ermordeten gegenüber und neigen zu Depressionen. Diese Probleme scheinen eher zu wachsen.

Auch wir sind jüdische Zuwanderer und wir möchten auch über unsere persönlichen Eindrücke und Probleme in Deutschland berichten.

Eindrücke der Autoren über ihre Erfahrungen in Deutschland

Oleg Krapivner

Ich war damals neun Jahre alt, als ich meine alte Heimat verließ und nach Deutschland emigrierte. Ich verstand die Welt nicht mehr, denn mir wurde gesagt, dass wir nie mehr zurückkommen werden. Ich fühlte mich sehr schlecht, denn meine Verwandten und Freunde blieben in der Ukraine zurück. Ich wusste, dass ich meine Großeltern, meine Cousins, aber vor allem meine Freunde zumindest für eine lange Zeit nicht wiedersehen würde.

Ich ging damals in die dritte Klasse einer jüdischen Schule in Dnepropetrovsk, und die jüdische Umgebung war mir schon bekannt. Ich kannte alle Feste und Bräuche, doch ausführen konnte ich sie nicht, denn es gab zwar viele Juden in der Stadt, doch eine Gemeinde kam nicht zustande. Ich hatte viele jüdische, aber auch nichtjüdische Freunde, und es fiel mir schwer, die gewohnte Umgebung zu verlassen. Doch meine Eltern hatten mir erklärt, dass ich keine Angst zu haben brauche, denn ich würde mich schon an die neue Umgebung gewöhnen.

Am 9. Mai 1996 ging es auch schon los. Wir standen mit den Koffern im Gang und mussten uns von unseren Bekannten verabschieden. Wir fuhren mit dem Zug nach Kiew, wo unsere restliche Familie lebte, verblieben noch einen Tag dort. Am nächsten Morgen fuhren wir zum Busbahnhof. So begann unsere Reise nach Deutschland. So einen Bus habe ich noch nie gesehen: groß, hell, weiche Ledersessel...und ich dachte, wenn der Bus schon so modern ist, wie sieht dann wohl Deutschland aus.

Als wir nach einer 30stündigen Reise in einem kleinen Dorf in Thüringen ankamen

dachte ich: Ist das wirklich das Land, wo ich mein weiteres Leben verbringen werde? Ich musste mich zuerst an die neue Umgebung gewöhnen, doch drei Monate später sagte mein Vater zu mir, dass wir in eine große Stadt übersiedeln werden - und dies war Erfurt. Natürlich war die Stadt nicht so groß wie Dnepropetrovsk, doch es war für mich etwas Neues, eine deutsche Großstadt zu sehen und dort zu leben. Am Anfang war es ziemlich schwer für mich, denn die deutsche Sprache verstand ich nicht. Aber ich lernte in dem Übergangwohnheim in dem wir lebten einen sehr guten Freund kennen, und wir halfen uns gegenseitig. Jedes Mal, wenn ich einen Deutschen sah, fragte ich mich: Ist das wirklich der Mensch, der unsere Vorfahren ermordet hat? Ich hatte schon viel über den Zweiten Weltkrieg erfahren, entweder von meiner Großmutter, die aufgrund des Krieges nach Kasachstan fliehen musste, aber auch von meinen Eltern. Ich habe mich gewundert, warum wir ausgerechnet nach Deutschland gekommen waren, obwohl meine Oma immer gesagt hat, dass dies unsere Feinde sind.

Heutzutage, etwa sieben Jahre später, leben auch meine Oma und fast meine ganze Familie in Deutschland. Und es ist sehr angenehm, sie alle in meiner Nähe zu haben, denn die erste Zeit war sehr schwer. Wir kannten niemanden, denen wir uns anvertrauen konnten. Doch mit den deutschen Behörden kamen wir zurecht, und ich lebte mich langsam in die neue Umgebung ein. Ich lernte die Sprache und vergaß immer mehr, woher ich gekommen war. Meine Eltern behaupteten zwar, dass ich die russische Sprache bald vergessen würde, doch dies war nicht der Fall, denn ich fühle mich der russischen Kultur noch sehr nah. Ich schaue mir noch viele russische Filme an und war auch schon mehrmals bei unseren Verwandten in der Ukraine. Eigentlich fühle ich mich der russisch-jüdischen Kultur auch näher als der deutsch-jüdischen. Jetzt bin ich in der neunten Klasse eines für Mathematik und Naturwissenschaften spezialisierten Gymnasiums und fühle mich unter den Deutschen sehr wohl. Ich gehe jeden Sonntag in das Kulturzentrum der Jüdischen Gemeinde in Erfurt. Wir haben Religions- und Hebräischunterricht, und ich finde es sehr schön, denn der Glaube und der Stolz Jude zu

sein sind für mich sehr wichtig und stellen einen hohen Wert in meinem Leben dar.

Konstantin Ratchitski

Ich bin jetzt 15, und es sind schon fast sieben Jahre vergangen, seit ich mit meiner Familie nach Deutschland emigriert bin. Natürlich habe ich manches vergessen davon, wie ich hierher gekommen bin. Doch mit Hilfe von meiner Mutter werde ich nun versuchen, Ihnen über meine Emigration zu erzählen.

Ich war damals acht Jahre alt und war gerade in die dritte Klasse gekommen. Bei uns zu Hause kam öfters mein Onkel, der in einer anderen Stadt lebte, zu Besuch. Ich war eigentlich froh über seine Besuche, doch hatte ich noch keine Ahnung, dass diese Besuche einen ganz anderen Grund hatten als ich dachte. Mein Onkel redete viel mit meiner Mutter, und ich muss sagen, dass sie sich manchmal über etwas gestritten haben. Doch worüber, das wusste ich nicht. Ich bekam eigentlich von den Veränderungen gar nichts mit. Ich ging zur Schule und spielte mit Freunden, ohne zu wissen, dass ich sie bald nie mehr wiedersehen werde.

Eines Tages erfuhr ich dann endlich von meiner Mutter, dass wir Moldawien verlassen und nach Deutschland ziehen werden. Ich war nicht sehr begeistert von dieser Idee, doch nach einigen Gesprächen mit meiner Mutter verstand ich, dass sie es eigentlich nur für mich und für meine Zukunft machte. Und so kam es, dass ich, meine Mutter und meine Oma eines Tages unten im Hof standen mit vielen Kartons und Taschen und natürlich mit unseren Freunden, die sich verabschieden wollten. Als das Auto kam, luden wir unsere Sachen hinein und fuhren zu unserem Onkel, denn der Bus fuhr nur aus seiner Stadt nach Deutschland. Doch schon nach einigen Minuten merkte ich, dass mir meine Freunde sehr fehlen werden. Beim Onkel angekommen blieb uns noch ein Tag Zeit. Es wur-

de noch ein Mal alles durchgesprochen, und am nächsten Tag ging es los.

Nun saßen wir alle in diesem Bus und fuhren nach Deutschland in eine bessere Zukunft. In Erfurt angekommen bekam ich erst mal einen Schock, denn die Sprache verstand ich nicht, und die Produkte im Supermarkt waren mir fremd. Zuerst dachte ich, ich wäre auf dem Mond, denn alles klang gleich und ich kapierte nichts. Wir kamen zuerst in ein Übergangswohnheim, wo wir leben sollten, bis wir eine Wohnung gefunden haben. Im Übergangswohnheim lernte ich Oleg Krapivner, mit dem ich jetzt auch diese Arbeit geschrieben habe, kennen. Wir gingen zusammen zur Grundschule und sind bis heute noch sehr gute Freunde. Am Anfang war es ziemlich schwierig in der Grundschule, ich kapierte nichts. Doch ich hatte eine sehr freundliche Lehrerin, die versuchte, uns so viel wie sie konnte zu helfen. Ich lernte die deutsche Sprache und gewöhnte mich langsam an die Schule und überhaupt an Deutschland. Nach der dritten Klasse bekamen wir noch einen Juden in unsere Klasse, der bis heute noch mit mir in derselben Klasse ist. Jetzt waren wir zu dritt, und es wurde immer besser. Ich verstand mich immer besser mit der Bevölkerung. Meine Mutter hatte schon Angst, dass ich Russisch verlerne und deswegen wurde mir verboten, zu Hause Deutsch zu sprechen. Jetzt bin ich in der neunten Klasse und habe überhaupt keine Probleme mit der deutschen Sprache und mit Deutschen. Ich muss sagen, dass ich mich sehr gut in die deutsche Gesellschaft integriert habe und nun auch keine Angst haben muss, dass ich die Sprache oder auch die Menschen nicht verstehen werde. Jetzt habe ich mehr deutsche als russische Freunde. Und diese sind aber auch meistens Juden. Meinen Glauben und den Stolz auf meinen Glauben habe ich nie verloren und werde ihn auch nicht verlieren.

Oleg Krapivner und Konstantin Ratchitski wurden für ihren Beitrag „Juden in Thüringen - Das Raus und Rein einer Minderheit“ im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2003 mit einem vierten Platz geehrt.

Interviews mit jüdischen Zuwanderern

Wir haben einen Fragebogen entwickelt, der aus elf Fragen besteht und sieben Erwachsene aus der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen mündlich befragt.

Fragen:

1. Seit wann sind Sie in Deutschland?
2. Haben Sie Probleme mit Ihrem Umfeld?
3. Wie häufig haben Sie in Ihrer Freizeit Kontakt zur deutschen Bevölkerung?
4. Haben Sie soziale Probleme an ihrem Arbeitsplatz?
5. Wie schätzen Sie das Verhalten der deutschen Behörden Ihnen gegenüber ein?
6. Welche Möglichkeiten sehen Sie, die Integration von jüdischen Flüchtlingen aus der ehemaligen Sowjetunion zu verbessern?
7. Was bedeutet es persönlich für Sie, Jude/Jüdin zu sein?
8. Wie stellen Sie sich die Zukunft Ihrer Kinder in Deutschland vor?
9. Welche Erwartungen hatten Sie, als Sie sich zur Emigration nach Deutschland entschlossen? Sind diese wahr geworden?
10. Jüdische Organisationen in den USA und in Israel haben in der jüngsten Zeit wiederholt die Emigration nach Deutschland verurteilt. Wenn Sie davon vor Ihrer Ausreise erfahren hätten, wäre davon Ihre Entscheidung beeinflusst worden?
11. Was sagen Sie zum steigenden Antisemitismus in Deutschland in der letzten Zeit? Sehen Sie die Gefahr, dass die Juden wieder auswandern müssen?

Antworten

Herr Ch. (40/früher Schiffbauingenieur, jetzt Angestellter einer Firma)

1. Seit 6. Juni 1996.
2. Keine, die mich besonders belasten.
3. Jeden Tag unbegrenzt mit meinen Arbeitskollegen.
4. Nein, überhaupt nicht. Wir verkehren freundlich miteinander.
5. Es könnte besser sein. Sie sollten flexibler sein.
6. Der Staat soll die jüdischen Flüchtlinge nicht als Sozialhilfeempfänger betrachten, sondern als meist gut ausgebildete Leute, die in der Lage sind, zu arbeiten und dem Staat gern Steuern zahlen würden.
7. Das heißt, ein Teilchen des von G"tt gewählten Volkes zu sein.
8. Klar und deutlich unter der Bedingung, dass mein Kind selbstbewusst und fleißig sein wird.
9. Ich habe keine Schlösser auf Sand gebaut.
10. Meine Vorväter sind nach Russland aus Deutschland (oder Polen) gekommen. Ich bin also ein europäischer Jude. Es ist gar nichts Unnatürliches, dass ich zurück gekommen bin.
11. Den steigenden Antisemitismus in Deutschland merke ich eigentlich nicht, denn ich bin schon recht eingedeutscht, was aber nicht heißen soll, dass ich die Ereignisse im Zweiten Weltkrieg vergessen kann. Es bleibt natürlich noch die alte Angst, doch ich glaube nicht, dass dies passiert. Und wenn ich auswandern müsste, dann hundertprozentig nicht wieder in die ehemalige Sowjetunion.

Frau L. (39/Architektin)

1. Seit April 1992.
2. Eigentlich nur mit der deutschen Sprache.
3. Am Anfang ganz wenig. Doch je länger ich in Deutschland lebe, desto mehr Kontakte habe ich.
4. Nein, bis jetzt wurde ich respektiert, und es gab noch keine Auseinandersetzungen.
5. Normal, ohne jetzt irgend etwas Spezielles zu nennen.
6. Längere Sprachkurse anbieten. Ein bisschen Deutsch ist zu wenig, um als vollwertig zu gelten.
7. Die Traditionen und die jüdischen Feste einzuhalten.
8. Hoffentlich gut. Mein Sohn soll das Abitur schaffen und eine gute Arbeit bekommen. Die Tochter soll auch ihre Chancen in Deutschland nutzen.
9. Dass die Kinder eine gute Ausbildung bekommen. Und dies ist eigentlich auch eingetreten.
10. Am Anfang ein bisschen Angst, wegen der Gedanken an den Zweiten Weltkrieg, doch dann nicht mehr.
11. Ich spüre Antisemitismus, wenn ich spreche und mein Akzent noch bemerkt wird. Dann gucken mich die Leute manchmal sehr verachtend an. Doch von Emigration zurück in meine Heimat kann nicht die Rede sein.

Frau E. (55/Sekretärin)

1. Seit 1992.
2. Nein, aber früher ein bisschen mit den Nachbarn.
3. Ein paar Mal in der Woche, meistens beim Einkauf.
4. Nein, keine. Ich verstehe mich mit den meisten Leuten sehr gut.
5. In Ordnung, sie sollten mehr mit der Seele arbeiten, nicht nur formell.
6. Durch Seniorenhilfe z. B. ein Altersheim für Juden.
7. Das ist ein tief sitzendes Gefühl. Meistens, wenn ich jüdische Musik höre, merke ich,

dass ich stolz bin, Jüdin zu sein.

8. Sehr schwierig, aber besser als in der ehemaligen Sowjetunion.
9. Bessere Zukunft für Kinder: mein Sohn arbeitet, meine Tochter studiert.
10. Nein, Hauptsache, die Kinder haben eine gute Zukunft.
11. Ja, es gibt noch Antisemitismus in Deutschland und dieser steigt, denn ich merke immer öfter, wie man mich anguckt, wenn ich rede. Das ist ein unangenehmes Gefühl, doch auswandern würde ich nie wegen meiner Kinder.

Frau B. (22/Studentin)

1. Ich bin im Jahr 1998 in die Bundesrepublik gekommen.
2. In meinem Umfeld habe ich keine Probleme. Ich hoffe, das bleibt auch so.
3. Ich habe in meiner Freizeit oft Kontakte mit meinen deutschen Freunden, u. a. im Tanzverein.
4. Ich habe keinen beständigen Arbeitsplatz.
5. Das Verhalten der deutschen Behörden mir gegenüber ist nur sachlich. Manchmal wünsche ich mir mehr Verständnis für unsere besondere Lage.
6. Um die Integration von jüdischen Flüchtlingen zu verbessern ist eine enge Zusammenarbeit der jüdischen Gemeinde mit den entsprechenden Ämtern der Stadt notwendig. Leute meines Alters müssen aktiv in Kulturzentren und am gesellschaftlichen Leben der Stadt teilnehmen.
7. Ein Repräsentant dieses kleinen, aber stolzen Volkes zu sein bedeutet für mich, Jüdin zu sein.
8. Falls meine Kinder Arbeit bekommen, werden sie eine gute Zukunft haben. Ich werde dabei im Hintergrund stehen.
9. Alle meine Erwartungen sind wahr geworden.
10. Keine Verurteilung kann meine eigene Entscheidung beeinflussen.
11. Wenn ich ehrlich sein soll, glaube ich, dass die Situation, die wir jetzt haben, nicht lange anhalten wird, so dass wir wieder ausreisen müssten.

Herr Sch. (53/früher Direktor einer Schule, heute arbeitslos)

1. Am 8. September 1994 bin ich in Deutschland angekommen.
2. Ich habe manchmal Probleme mit den Behörden, aber mit meinen deutschen Freunden nicht. Ich habe nicht besonders viel Kontakt zur deutschen Bevölkerung.
3. Ich habe nur sehr selten intensiven Kontakt zu den Deutschen. Ich halte mich mehr bei jüdischen Freunden auf. Das soll aber nicht heißen, dass ich es nicht möchte, mehr Kontakt mit Deutschen zu haben.
4. Ich habe seit 1992 nicht mehr gearbeitet. Und in Deutschland sehe ich auch keine Chance, in meinem Alter eine Arbeit zu bekommen.
5. Ich finde, die Behörden sollten auf jeden einzelnen Menschen näher eingehen, nicht die jüdischen Einwanderer als eine Gruppe sehen, welche die gleichen Interessen hat, sondern individuell beraten.
6. Es ist sehr schwer, die Integration zu verbessern, denn die jüdischen Einwanderer reißen sich, obwohl es sehr schwer ist, ungerne von alten Gewohnheiten los.
7. Ich finde, „Jude“ ist nicht nur eine Eintragung in der Geburtsurkunde (so war es in der ehemaligen UdSSR), sondern etwas Besonderes, das jeder Mensch anders empfindet. Ich finde, dass der Stolz, ein Jude zu sein, sehr wichtig ist und einen echten Juden damit auszeichnet.
8. Meine Zukunft ist nicht mehr ganz lang. Aber ich hoffe, dass die restliche Zeit, die ich in diesem wunderschönen Land verbringen werde, für mich sehr angenehm sein wird.
9. Ich wollte weg von den antisemitischen und wirtschaftlichen Problemen in Russland, die mich ständig plagten. Aber ab und zu spüre ich: Der Antisemitismus lebt auch in Deutschland weiter.
10. Ich glaube nicht, denn mir war es egal, Hauptsache, ich konnte aus Russland ausreisen.
11. In der Vergangenheit waren die Juden ein Nomadenvolk und sie werden es auch bleiben.

Frau V. (40/früher Programmiererin, heute arbeitslos)

1. Seit 1996 bin ich jüdischer Kontingentflüchtling.
2. Eigentlich nicht, aber in Deutschland sind zu viele von der Arbeitslosigkeit betroffen. Ich auch.
3. Ich pflege fast gar keine Kontakte mit der deutschen Bevölkerung, außer beim Einkaufen.
4. Nein, weil ich keine Arbeit habe.
5. Das Verhalten mir gegenüber ist normal. Aber in diesem Land ist viel zu viel Bürokratie im Spiel.
6. Die Integration ist nur dann möglich, wenn sie im deutschen Umfeld erfolgt. Und das kann nur so sein, wenn die jüdischen Menschen nicht mehr arbeitslos sind.
7. Ich bin stolz, Jude zu sein, weil das jüdische Volk, das in seiner ganzen Vergangenheit gequält wurde, es dennoch geschafft hat, zu überleben und immer daran glaubt, dass die Zeiten besser werden.
8. Für unsere Kinder sind in Deutschland alle Tore offen. Es muss nur der Wille da sein, wenn man etwas erreichen will.
9. Nicht alles wurde bis heute erfüllt, aber ich kann in Ruhe essen und schlafen.
10. Ich wäre nicht beeinflusst worden, denn ich muss mir immer zuerst meine eigene Meinung bilden und die politische Lage in Deutschland selbst beurteilen. Israel will nur, dass alle Juden nach Israel auswandern.
11. Der Anschlag auf unsere Synagoge und Aufmärsche der Neonazis in einigen Städten Thüringens beunruhigen mich schon. Aber die Thüringer zeigen doch viel Solidarität mit uns. Das gibt Hoffnung. Immerhin sehe ich für uns noch keine Gefahr.

Herr M. (42/früher Buchhalter, heute auch)

1. Ich bin seit 1995 in der Bundesrepublik Deutschland.
2. Ich habe Probleme mit der Sprache.
3. Ich habe gar keinen Kontakt mit der

- deutschen Bevölkerung, nur mit Ämtern.
4. Ja, ich habe Probleme aufgrund der geringen Sprachkenntnisse.
 5. Das Verhältnis ist normal, bzw. nur oberflächlich.
 6. Man kann es nur verbessern, indem die Arbeitsbeschaffung und somit der Kontakt der Deutschen zu den Einwanderern erleichtert werden.
 7. Es ist die Angehörigkeit zu den alten Traditionen und der Geschichte der Juden.
 8. Deutschland ist ein demokratisches Land. Und meine Kinder werden ihre Zukunft selbst gestalten.
 9. Als ich nach Deutschland fuhr, dachte ich nur an eine Zukunft für meine Kinder.
 10. Das ist meine Privatsache, wohin ich ausreise und was ich mache. Und die Meinungen der jüdischen Organisationen sehe ich nur als politische Spiele. Das Ansteigen des Antisemitismus ist charakteristisch für viele europäische Staaten, nicht nur für die Bundesrepublik Deutschland. Das macht mir Angst. Und wenn ich eine Gefahr für meine Familie sehe, werde ich auswandern.

Literaturhinweise

Diese Bibliographie gibt keine Hinweise für Fachleute, sondern ist für Schüler bestimmt, die neugierig geworden sind und mehr über die Geschichte der Juden in Deutschland, über ihr Hin und Her in Mittel- und Osteuropa und über ihre Wiederansiedlung in Deutschland wissen wollen. Wir nennen einige Werke, die wir in unserer Arbeit benutzt haben.

- Baumbach, S.: Die Integration jüdischer Zuwanderer aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, insbesondere in Thüringen. Diplomarbeit. Erfurt, 2000
- Brumlik, M.: Zuhause, keine Heimat? Junge Juden und ihre Zukunft in Deutschland. Gerlingen, 1998
- Degen, N.: Psychosoziale Probleme der russischen Einwanderer in Deutschland. In: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (Hrsg.). Internationales Seminar für Sozialarbeit der Jüdischen Gemeinden in Europa. Jüdische Migration in Europa. Unveröffentlichtes Manuskript. Frankfurt am Main, 1997
- Goldberger, N.: Die Einwanderung russischer Juden nach Deutschland. Auswirkungen auf die jüdischen Gemeinden aus rabbinischer Sicht. In: ZWST (Hrsg.). Internationales Seminar für Sozialarbeit der Jüdischen Gemeinden in Europa. a. a. O.
- Hemmerling, A.: Das Leben der Juden in Erfurt 1933-1945. Projektarbeit. Erfurt, 1992, unveröffentlichtes Manuskript
- Janka, W.: Stadt und Geschichte. Zeitschrift für Erfurt. Ausgabe Nr. 16. In: VIA REGIA. Internationale Kulturzeitschrift aus Thüringen. Jahrgang 1/11. Erfurt, 1993
- Jaraczewsky, A.: Die Geschichte der Juden in Erfurt. Nebst Noten, Urkunden und Inschriften aufgefundenen Leichensteine. Selbst-Verlag des Verfassers. Erfurt, 1868
- Jüdische Landesgemeinde Thüringen: Integrationshilfe für russischsprachige jüdische Zuwanderer. Erfurt, 1996
- Kessler, J.: Fremde im Wunderland. Jüdische Allgemeine Wochenzeitung vom 17. 10. 1996. Frankfurt am Main, 1996
- Kessler, J.: Jüdische Migration aus der ehemaligen Sowjetunion seit 1990. Beispiel Berlin. Unveröffentlichtes Manuskript. Berlin, 1995
- Löwenbrück, A.-R.: Juden in Thüringen. In: Thüringen, Blätter zur Landeskunde. Sömmerda, 1995
- Miklis, M.: Die Situation der jüdischen Emigranten aus der GUS in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kaufmann, U.-R. (Hrsg.): Jüdisches Leben heute in Deutschland. Bonn, 1993, S. 71-84
- Moneta, D.: BRD gelobtes Land? Zur Integration jüdischer Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt am Main (Hrsg.). Zedaka. Jüdische Sozialarbeit im Wandel der Zeit. 75 Jahre Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland 1917-1952. Frankfurt am Main, 1993, S. 212-218

- Nipperdey, T.: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 1. Arbeitswelt und Bürgergeist. München, 1995
- Nossen, W.: Der Neubeginn der „Synagogengemeinde Erfurts“ nach der Befreiung durch die US-Armee 1945. In: Information zur politischen Bildung. 2002, S. 19-22
- Nossen, W.: Die Arbeit der jüdischen Gemeinden in Thüringen seit 1990. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Juden in der DDR - Identitäts- und Loyalitätskonflikte und das Verhältnis zum Staat Israel. Unveröffentlichtes Manuskript. Erfurt, 1998
- Offenberg, U.: „Seid vorsichtig gegen die Machthaber“. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945-1990. Berlin, 1998
- Peters, E.: Vorwort des Herausgebers. In: Der Ausländerbeauftragte der Thüringer Landesregierung (Hrsg.). Jüdische Emigration aus der Gemeinschaft der Unabhängigen Staaten. 1996
- Pevsner, L.: Skript des Vortrages von Dr. Ludmila Pevsner: Die Jüdische Landesgemeinde Thüringen. Fachhochschule Erfurt, gehalten am 1. November 1999
- Pevsner, L.: Warum begeben sich Juden aus den GUS-Staaten trotz der Veränderungen in die Emigration? In: Der Ausländerbeauftragte der Thüringer Landesregierung (Hrsg.): Jüdische Emigration aus der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten. Erfurt, 1996, S. 5-7
- Richarz, M.: Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945. In: Brumlik, M.; Kiesel, D.; Kugelmann, C.; Schoeps, J.-H. (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Frankfurt am Main, 1988, S. 13-28
- Schoeps, J.-H.: Russische Juden in Deutschland. Integration und Selbstbehauptung in einem fremden Land. Weinheim, 1996
- Sonntag, A.: Entscheidungen zur Aufnahme von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Der Ausländerbeauftragte..., a. a. O., S. 9-16
- Spülbeck, S.: Ordnung und Angst. Russische Juden aus der Sicht eines ostdeutschen Dorfes nach der Wende; eine ethnologische Studie. Frankfurt am Main/New York, 1997
- Stadt und Geschichte. Zeitschrift für Erfurt, Nr. 16, 03/02, 30. Juni 2002
- Voigt, B.: Pogrom in Erfurt. Beiträge gegen das Vergessen. Erfurt, 1998
- Wiesel, E.: Die Juden in der UdSSR. Antisemitismus im Sowjetbereich. München, Esslingen, 1967
- ZWST: Jüdische Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion. Gemeinsame Tagung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V. mit dem Innenministerium Baden-Württemberg und der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs am 10. 9. 2001 in Stuttgart. Frankfurt am Main, 2001
- ZWST: Der rechtliche Status jüdischer Zuwanderer in der Bundesrepublik Deutschland und ihre Einbürgerung. Integrationsseminar für Sozialarbeiter vom 12.-15. April in Bad Sobernheim. Unveröffentlichtes Manuskript. 1999
- ZWST: Leitfaden für jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Frankfurt am Main, 1998

1 Hier können inzwischen detailliertere Recherchen unternommen werden:
 Juden in Thüringen 1933-1945. Biographische Daten. Band 1, Erfurt 2000; Biographische Daten.
 Band 2, Erfurt, 2000. Hrsg: Europäisches Kultur- und Informationszentrum in Thüringen,
 Forschungsgruppe „Geschichte der Juden im nationalsozialistischen Thüringen“

Zeitzeugen und Zeitzeugnisse jüdischen Lebens in Thüringen

VON JULIANE RAUPRICH

Dr. Juliane Rauprich, Jahrgang 1950, hat mehrere Jahre in der Forschungsgruppe „Geschichte der Juden im nationalsozialistischen Thüringen“ gearbeitet. Heute ist sie im Kommunikations- und Pressebüro Rauprich tätig.

Eine der grundlegendsten Intentionen der Nationalsozialisten bestand darin, Deutschland, Europa - letztendlich die gesamte Welt - „judenrein“ zu machen. Die Opferzahlen legen davon Zeugnis ab. Aber auch jeder, der sich heute auf Spurensuche nach jüdischem Leben begibt, wird mit den Folgen der Vernichtungspolitik noch Jahrzehnte danach konfrontiert: Mit den Menschen wurden auch ihre Synagogen, rituellen Bäder, Schulhäuser „entsorgt“. Ihre Geschäfte, Kaufhäuser, Fabriken wurden „arisiert“, d. h. - sie waren zum Schleuderpreis als „Schnäppchen“ zu haben oder wurden ganz und gar enteignet. Waren Kunstwerke in jüdischem Besitz, wurden sie in den meisten Fällen geraubt. In die Wohnungen der Juden, zumal wenn es sich um Häuser oder Villen handelte, zogen „Volksgenossen“ ein. Was nicht der Vernichtung und Zerstörung anheim fiel, ist dem „arischen“ Nachbarn zugefallen. Wohlgemerkt: Die Rede ist von der Urgroßelterngeneration der heutigen Schüler.¹

Ganz besonders kostbar sind auf uns gekommene Briefe, Tagebücher oder Fotos; vergilbte Einladungen zu Festen, Sprüche in Poesiealben, Urkunden von Sportvereinen. Hier auf Spurensuche zu gehen ist wahrscheinlich besonders schwierig. Da aber genau hier bislang auch wenig und noch weniger zielgerichtet gesucht wurde in den Nachlässen, auf den Dachböden, in Antiquariaten, dürfte so mancher Fund noch auf seine „Bergung“ warten.

Bei den nachfolgend vorgestellten Briefen von Überlebenden der Shoá handelt es sich

schon um Früchte eines Dialogs mit der Kinder- und Enkelgeneration in Deutschland. Allein dass es zu diesem Dialog gekommen ist und kommt ist ein Wert an sich! Denn nur diese Art, Brücken zu bauen, wird tragfähig auch für die Zukunft sein: einander fragen, aufeinander hören, sich zueinander In-Beziehung-Setzen. Zu bedenken ist hierbei allerdings stets, dass die unmittelbaren Zeitzeugen von Ausgrenzung, Vertreibung und Vernichtung der europäischen Juden in einem Alter sind, wo das biologisch bedingte Ende solcher Kontakte immer mit zu denken ist.

Die Spuren jüdischen Lebens im Thüringen der Gegenwart sind seit Beginn der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts wieder deutlicher, nachvollziehbarer geworden. Die Jüdische Landesgemeinde bzw. ihre Mitglieder halten für die jungen (und natürlich auch für ältere) Spurensucher eigentlich einen großen Fundus an individueller Ausprägung jüdischer Geschichte bereit. Nun kann und sollte die Form des Interviews gewiss nicht am Anfang einer schulischen Annäherung an die Thematik stehen. Allerdings wäre es im Rahmen von Projekttagen und Projektwochen auch eine gute Möglichkeit, über das Gespräch miteinander dann im Interview zu mehr Wissen übereinander zu gelangen. Bei allen Vor- und Nachteilen der Oral History, die der Lehrer auch zu bedenken haben wird, gilt doch das Leitmotiv von Professor Lutz Niethammer: „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind.“² Und so können sich die persönlichen Gespräche mit Thüringer Juden einfügen in die vielfältigen kleinen Schritte auf dem Weg der Spurensuche. Die Archive des Freistaates gehören dazu und die Expositionen der Gedenkstätten. Und, ganz und gar nicht unerheblich bei der Erforschung des jüdischen Lebens (und Sterbens): Der Blick über die

Grenzen Thüringens hinaus in andere Bundesländer und nach Europa ist nicht nur möglich seit dem Ende der DDR, er ist auch notwendig.

1 Vgl.: Dreßen, Wolfgang. Betrifft: „Aktion 3“. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Berlin, 1998;

Rauprich, Juliane; Wolf, Siegfried. Die „Entjudung“ Thüringens. Dokumente aus thüringischen Archiven 1933-1945. In: Thillm-Materialien, Heft 68, Bad Berka, 2002

2 Niethammer, Lutz (Hrsg.). Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main, 1985, S. 7

Gespräche mit Mitgliedern der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen

Trotz der erheblichen Unterschiede bei Alter, Herkunft und Werdegang der Befragten wurde versucht, folgende Themenkomplexe mit persönlichen Aussagen zu unterlegen bzw. wenigstens anzureißen:

- persönliche biographische Daten
- Familien-Hintergrund
- Werdegang
- Verhältnis zum Judentum
- Verhältnis zur Jüdischen Gemeinde
- Spannungsfeld „Jude in Deutschland -

Deutscher Jude“

- Ideale, Wünsche
- Motto für junge Leute heute (Juden und Nichtjuden).

Dabei zeigen die fünf Interviews durchaus verschiedene Schwerpunktsetzungen, die aber eher eine Bereicherung des Gesamtbildes sind und zudem in der Natur der Sache liegen.

Die Gespräche werden in der alphabetischen Reihenfolge der Gesprächspartner vorgestellt.

Anrej Levin: Mein Wunsch ist Frieden für alle Menschen

Anrej Levin wurde 1986 in Moskau geboren. Sein älterer Bruder Dima, der eine Ausbildung als IT-Systemelektroniker macht, erblickte am 19. Juni 1984 das Licht der Welt. Die Eltern der Jungen, Irina und Michael, sind 47 und 44 Jahre alt.

Bereits 1990 ist die Familie Levin in die DDR gekommen. Zuerst mussten sie in ein Aufnahmelager in Apolda. Dort sei es scheußlich gewesen, in dem alten Stasi-Objekt.

Fragt man den aufgeweckten und blitzgescheiten Andrej heute nach Erinnerungen an seine frühe Kindheit in Moskau, dann fallen ihm nur noch das alte Kinderzimmer und Bruchstücke aus dem Kindergarten ein. Erst 1998 besuchte Andrej zusammen mit seiner Mutter und dem Bruder die Großmutter in Moskau für 14 Tage. Bislang, so sagt er, hätten er und die Eltern noch nicht so intensiv über die Gründe des damaligen Weggehens gesprochen.

Andrej Levin fühlt sich ganz eindeutig als Erfurter. Er mag die Stadt, klar, aber viel mehr noch seine Freunde, die hier leben. Am meisten Spaß macht ihm sein Computer. Der junge Mann hat bereits viele Aufträge auf dieser Strecke, auch innerhalb der Jüdischen Landesgemeinde. Präsentationen mit Power Point gehören für Andrej eher zu den einfachen Dingen dieses Lebens. Überhaupt bekommt man den Eindruck, wenn man mit Andrej spricht, dass Probleme, so sie denn auftauchen, mit ein bisschen Nachdenken, Sachlich-

keit und Lockerheit zu klären sind. Bloß keine große Sache daraus machen!

Die Jüdische Gemeinde ist ihm schon ein ganzes Stück Heimat geworden. Das „JGZ Erfurt“, das Jüdische Gemeindezentrum, wo sich zwischen 15 und 20 junge Leute treffen, ist Andrej sehr wichtig. „Aquarim“ sollte es heißen: mutiges Volk. Zehn junge Leute sind regelmäßig dort. Sonntags ist Treff. Aber auch zwischenzeitlich gehen einige von ihnen zum Eislauf, unternehmen etwas zusammen. Rabbi Goldberg aus Hof unterrichtet Englisch, Religion und Hebräisch.



Andrej Levin

Sehr gut kommt es an, dass im Gemeindezentrum eine Tischtennisplatte ist, dass man auf Sofas „herumhängen“ kann und reden. Die Jugendlichen sind zwischen 14 und 16 Jahre alt. Es sind etwa 60 Prozent Jungen und 40 Prozent Mädchen, die sich treffen. Ein junger Mann betreut die Teenager.

Toll und wichtig findet Andrej, wenn seine Jugendgruppe die jungen Leute anderer Jüdischer Gemeinden besucht. Sie waren schon in Kassel, in Chemnitz, in Berlin.

Videofilme in eigener Produktion und die Ge-

staltung einer eigenen Web-Seite sind Dinge, die die jungen Leute der Gemeinde interessieren, wo sie sich profilieren wollen.

Natürlich kann Andrej auch einen wichtigen Punkt nennen, der den Jugendlichen des Gemeindezentrums mal mehr mal weniger auf den Nägeln brennt: Um mitzuhalten im kreativen

Wettbewerb der Jungen in den Jüdischen Gemeinden Deutschlands brauchen die Erfurter moderne technische Geräte. Und für die Geräte fehlt oft genug das Geld. Einmal im Jahr, im Frühjahr, präsentieren sich alle Jüdischen Jugendklubs in Bad Sobernheim. Für die Unterstützung solcher Projekte, das findet nicht nur Andrej, ist jeder Euro ganz sicher ein guter Euro! Bis hier die wichtigsten Wünsche erfüllt sein werden gilt: Aufgeben, Wunden lecken, Frust heraus hängen lassen - nie! Probleme sind dazu da, gelöst zu werden.

Mit dem Geld ist das so wie so nicht einfach. Auch Andrej Levin hat da keine anderen Sorgen als die meisten jungen Menschen heute. Natürlich bekommt er Taschengeld. Da seine Eltern allerdings Wert darauf legen, dass die Brüder auf eigenen Beinen stehen können, dass sie wissen, es gibt im Leben gute und schlechte Zeiten, müssen sich Andrej und sein Bruder Extra-wünsche auch selbst erfüllen. Da ist Jobben angesagt. Andrej hat es schon gepackt und neben seinem „Fulltimejob“ auf dem Katholischen Edith-Stein-Gymnasium und neben seinem Engagement im Jüdischen Gemeindezentrum Zeitungen ausgetragen - und alles prima auf die Reihe gebracht!

Andrejs Vater, von Haus aus Doktor der Metallurgie, hat sich seit mehreren Jahren auf das Feld der Softwareentwicklung begeben. Die Mutter hat einen Hochschulabschluss als Modedesignerin.

Andrej Levin sagt heute: *„Ich denke, es war gut von meinen Eltern, dass sie meinen Bruder und mich damals heraus geholt haben!“*

Verwöhnt werden die beiden Levin-Söhne nicht. Sie müssen mithelfen, damit das Familienleben funktioniert. Wenn es in den Urlaub geht, bevorzugen die Levins Erlebnisreisen. Vater und Bruder gehen in ihrer freien Zeit angeln; die Mutter lässt ihrer Kreativität bei der Gestaltung der Wohnung freien Lauf. Und Andrej? Computer! Aber nicht nur. Bei „Radio Shalom“ von Elena Reichardt, die aus Sankt Petersburg nach Erfurt kam und seit Jahren durch ihre Initiative bei den „Deutsch-Jüdisch-Israelischen Kulturtagen“ bekannt ist, machen Andrej und ein Freund gerne mit.

Andrej Levin liest viel, besonders Erlebnisberichte, „Hitlerjunge Salomon“ zum Beispiel.

Literatur, Sprachen spielen eine nicht unwesentliche Rolle im Leben der Familie. Andrejs Mutter spricht Englisch. Sein Großvater hat perfekt Deutsch gesprochen und übersetzt.

Heute spricht die Mutter oft Russisch, Dima antwortet Deutsch. Andrej, der fast kein Russisch mehr sprechen und verstehen konnte, lernt es jetzt wieder neu. Gute Lehrerinnen der beiden Jungen in Sachen Russisch sind die Großmütter: die Mutter des Vaters kommt häufiger für mehrere Wochen zu Besuch, die der Mutter war sogar schon ein Mal ein Vierteljahr zu Besuch bei den Levins in Erfurt. Viele und offene politische Diskussionen sind an der Tagesordnung in der Familie: *„Meine Mutti ist regelrecht informationssüchtig“*, sagt Andrej.

Sein Bruder Dima war der erste Bar Mitzwa [„Sohn des Gebots“; während einer Zeremonie in der Synagoge wird deutlich gemacht, dass ein Junge, der das 13. Lebensjahr vollendet hat, von nun an für die Einhaltung der jüdischen Gebote voll verantwortlich ist; JR], den die Jüdische Landesgemeinde Thüringen wieder hatte nach Jahrzehnten. Als Andrej dann Bar Mitzwa wurde, hat seine gesamte Klasse aus dem Gymnasium daran teilgenommen. Nahezu drei Stunden galt es dabei, ganz still zu sitzen, leise und aufmerksam zu sein, während Andrej u. a. aus der Thora gelesen hat. Am Ende hätten alle Kinder Bonbons geworfen. Überhaupt wäre das eine ganz, ganz tolle Atmosphäre gewesen. Kein Wunder, dass der junge Jude Andrej Levin das tolerante Klima und die religiöse Aufgeschlossenheit am katholischen Edith-Stein-Gymnasium sehr schätzt.

Die Levins gehören zu jenen ersten sowjetischen Juden, die damals die gesamte „Wende“ mit den Ostdeutschen gemeinsam erlebt haben. Auch das hat die Integration geprägt. Heute haben sie auch eine ganze Reihe nicht-jüdische Freunde hier.

Wenn er einen Wunsch frei hätte, dann würde sich Andrej Frieden auf dieser Erde wünschen. Und dass es nicht schlimmer wird für die Menschheit, als es so wie so schon ist. Und Gesundheit für seine Familie. Und für sich eine gute Berufsausbildung. Studieren möchte er, und wer ihn kennt, kann sich eigentlich auch nichts anderes für ihn vorstellen.

An seinem Gymnasium liegen die Leistungs-

durchschnitte zwischen 1,6 und 3,5. Andrej steht bei 2,0! Sehr gut sei das Niveau an dieser Schule, viele Lehrer wären sogar promoviert. Hoch im Kurs stehen bei Andrej die Fächer Wirtschaft/Recht, Mathematik und Sozialkunde.

Wichtig sind auch die Arbeitsgemeinschaften am Gymnasium. Hier ist Andrej in der Astrophysik engagiert.

Ein „Fachidiot“ ist der jüngste Levin ganz eindeutig nicht: „Klar mag ich Musik, besonders die aus den USA der Achtziger, Village People‘ zum Beispiel.“ Sport mag er auch. Beim Feldhockeyteam ist Andrej zentraler Aufbauspieler. 2000 hat seine Mannschaft den dritten Platz in den Deutschen Meisterschaften geschafft, zwei Mal waren sie Erfurter Meister, zwei Mal Thüringen Meister. Kinobegeistert ist er auch, liebt Filme wie „Der Pianist“, „Das Leben ist schön“, „Jacob der Lügner“. „Schindlers Liste“ nicht „zu viel Hollywood...“.

Überhaupt die Shoá: Zwei Generationen liegen dazwischen. Andrej Levin meint, dass doch viele Menschen die richtigen Lehren gezogen hätten. Die Rassentheorie der Nazis kön-

ne heute nicht mehr greifen.

Antisemitismus spürt Andrej nicht in seinem Umfeld. Höchstens bekommt er auf der Straße mal eine „dumme Bemerkung“ zu hören, die er schlicht ignoriert. An seinem Gymnasium seien so wie so viele Schüler politisch eher „links“ orientiert, die würden antisemitische Äußerungen sofort abblocken.

In der Jüdischen Gemeinde, wo es jetzt auch einen Seniorenklub gibt, wie Andrej berichtet, sei alles ganz o.k. Die Jungen haben auch schon zu Chanukka ein Musical für die Erwachsenen aufgeführt. Man feiert die Feste gemeinsam, kommt zusammen klar.

Ja, an G'tt glaubt Andrej schon. „Aber 366 Gebote einhalten....!“ An den Hohen Jüdischen Feiertagen und manchmal auch am Shabbat ist Andrej Levin in der Synagoge.

Er fühlt sich ganz klar als Deutscher Jude! Und das Motto von Andrej: Shalom!

Allgemeine Ratschläge und Weisheiten für alle sind sein Ding nicht: „Ich könnte nur jedem individuell einen Rat geben, wenn der das wünscht.“

Wolfgang Nossen: Mit 14 war ich längst keine 14 mehr

Geboren wurde der Vorsitzende der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen 1931 in Breslau. Er war der Älteste von fünf Geschwistern - ein Sachverhalt, der ihn wahrscheinlich nicht unerheblich geprägt hat. Die Großeltern väterlicherseits waren orthodoxe Juden.

Die Mutter, durch Konversion Jüdin geworden, trat vor der Hochzeit 1929 zum Judentum über. Am Hochzeitstag der Eltern sprach der jüdische Großvater das „Kaddish“, das Totengebet der Juden. Die Konvertierte war ihm nicht orthodox genug. Die Einstellung der Großeltern änderte sich, als der Erstgeborene auf der Welt war. Wolfgang Nossens Mutter wurde des Großvaters liebste Schwiegertochter. Auch die Großmutter liebte diese Schwiegertochter sehr; sie sei jüdischer gewesen als der Vater.

Alle Männer der Familie waren von Beruf Fleischer. Wolfgang Vater war der „Wurstmacher“ in der Großfamilie. Die Kunden, die ins Geschäft der Großeltern kamen, fragten: „Wer hat gewurstelt?“ Zu solch einem guten Ruf unter seiner Kundschaft habe es der Vater gebracht. Dann, 1934, kam das Schächtverbot [Schlachtung der Tiere nach den strengen jüdischen Speisevorschriften;JR]. Jüdische Fleischereien mussten zwangsläufig schließen. Der Vater musste - nun als einfacher Arbeiter - das Überleben der Familie sichern. Es begann mit einem Arbeitseinsatz beim Bau der Autobahn und endete am 10. November 1938 in

einer Zuckerfabrik. Danach erfolgte seine Verhaftung im Gefolge der Reichspogromnacht vom 9./10. November.

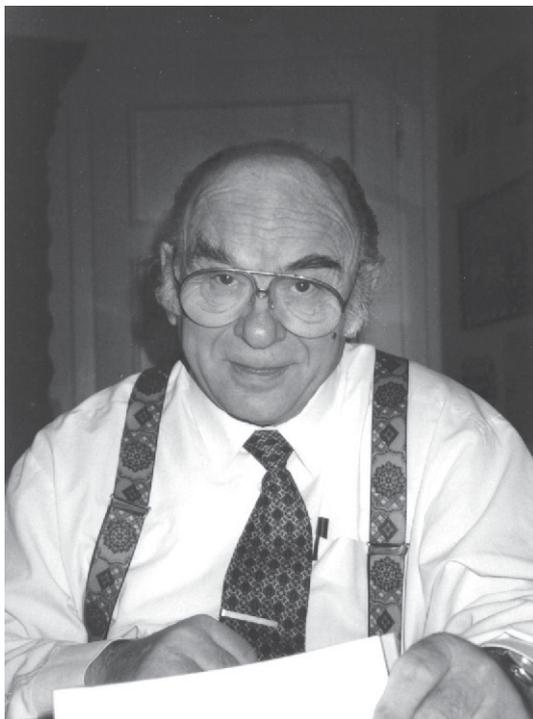
Der Vater kam vom 10. November 1938 bis März 1939 in das KZ Buchenwald. Er wurde entlassen, weil die Mutter die Schiffskarte nach Shanghai hatte - allerdings nur für den Vater, denn das Geld für die ganze Familie war nicht zu beschaffen. Wolfgang Vater ließ jedoch die

Familie nicht allein zurück und blieb. Ein Onkel habe sich umgekehrt entschieden: die gesamte Familie von ihm sei später umgebracht worden.

Nach der Rückkehr aus Buchenwald habe der Vater entsetzlich ausgesehen: extrem abgemagert, ohne Haare. Dabei wäre er vorher Niederschlesischer Jugendmeister im Griechisch-Römischen Ringkampf gewesen. Sein Trainingspartner von früher war ein späterer Gestapo-Mann, der um eine Art „Fair Play“ bemüht gewesen sei und bei einem Prozess für den einstigen Sport-Partner ausgesagt habe. Der Vater musste

Zwangsarbeit in einer Gestapo-Expedition leisten, wurde dort der Faulheit bezichtigt. Der Gestapo-Mann hat vor Gericht die Arbeitskraft und den Arbeitswillen des Vaters gelobt.

Von den 600.000 Einwohnern Breslaus waren vor der Shoá 36.000 Juden. Im Haus der Nossens hatten zwei jüdische Familien gelebt und eine Nazi-Familie. Aber, so Wolfgang Nossen: „Nicht jeder Nazi war Antisemit und nicht



Wolfgang M. Nossen, Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen.

jeder Antisemit war Nazi.“ Und: „Es waren auch deutsche Bauern aus dem Dorf Jäschkittel bei Strehlen in Niederschlesien, die uns unter Gefahr für beide Seiten ab und zu ein Lebensmittelpaket zukommen ließen. Nach der Befreiung konnten die Eltern sich, nachdem sie aus Erfurt geflüchtet waren, revanchieren.“

Anfang 1944 kam der Vater wieder in ein KZ. Es handelte sich um Außenlager von Groß Rosen, Kurzbach und Grüntal. Vorher, im März/April 43 lebte die Familie in einem Ghetto: vier Häuser, ein Wachposten. Das war für Mitglieder von so genannten „Mischehen“.

Die Mutter sei inzwischen auf Anraten des evangelischen Pastors aus der Jüdischen Gemeinde ausgetreten: „Rette deine Familie. Komme wieder in die Kirche. Wenn es vorbei ist, kannst du das wieder rückgängig machen.“ Damals wäre jeder Bürger in einer Kirche gewesen. Nach 1945 trat die Mutter wieder zum Jüdischen Glauben über.

1939 hatte der Vater die Schiffskarte verkauft. Die Familie sollte mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Shanghai. Dort gab es auch ein Internierungslager für jüdische Flüchtlinge. In dieser Zeit war jener Teil Chinas durch die Japaner besetzt. Aber die mit Deutschland verbündeten Japaner befolgten die deutsche Aufforderung, die Juden auszuliefern, nicht. Als für die Familie Nossen alles für eine Abreise nach Shanghai geklärt war, begann der Krieg. Vater Nossen musste sich jeden Tag früh bei der Gestapo stellen, weil er nicht, wie gedacht, ausgereist war. In dieser Zeit sei er zur Arbeit in der Spedition verpflichtet worden.

Wolfgang besuchte von 1937 bis 1941 die jüdische Schule in Breslau. Diese Schule befand sich neben der großen Synagoge. Am 10. November 1938, als er zur Schule kam, habe er die Synagoge brennen sehen.

Die Mutter kannte einen Schulrat gut, so dass Wolfgang bis 1943 die normale deutsche Schule besuchen konnte (illegal). Damals hätten die zehn- bis 14-jährigen Pimpfe anti-jüdische Schmählieder gegrölt. Seit dem Novemberpogrom habe man die anti-jüdische Haltung in der Bevölkerung immer stärker gespürt. Allerdings erinnert sich Wolfgang Nossen auch an andere Verhaltensweisen. Als er 1943 in der deutschen Schule lernte, sei er von einem Mit-

schüler beschimpft worden. „Dabei sah ich absolut nicht jüdisch aus - wenn es so ein Aussehen überhaupt gibt. Der andere Junge dagegen hätte keinen „guten Arier“ abgegeben. Wir haben uns geschlagen. Als der Rektor kam, nahm er uns und sagte: ‚Schaut in den Spiegel‘. Dieser Rektor war später Lagerleiter bei meinem Vater.“ 1943 musste die Familie ins Ghetto, so dass dieser Schulbesuch entfallen ist. Sarkastisch bringt es Wolfgang Nossen auf den Punkt: „Aussätzige hätten in Deutschland damals besser gelebt als Juden!“

Die Gefahr der Deportation habe immer bestanden. Mitunter seien auch die nichtjüdischen Ehefrauen mit auf die Deportationstransporte gegangen. Die Großeltern väterlicherseits waren nach der erzwungenen Geschäftsschließung nach Berlin gezogen. Wie viele Juden teilten sie den Irrglauben, die große Stadt würde einen besseren Schutz bieten als es die Provinz vermochte. Sie wurden nach Riga deportiert und sind dort von Angehörigen der lettischen SS erschossen worden. Der Großvater war vor 1914 in die USA ausgewandert, später wieder zurückgekommen und ist für seinen Kampf für Deutschland im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Es ist überliefert, dass es sein größter Wunsch war, diesen Orden auf dem Transport in die Vernichtung zu tragen. Die Familie Nossen hat in der Shoá über 100 Mitglieder verloren. Allein der Großvater väterlicherseits hatte 13 Geschwister.

Im Februar 1945 wurden auch die Familien, in denen „Mischehen“ bestanden, zu Fuß zur „Endlösung“ abtransportiert. Zunächst kamen sie in ein Barackenlager neben dem Oderhafen. Breslau war zu diesem Zeitpunkt schon von der Roten Armee eingeschlossen. In diesen Tagen hätte die Gerüchteküche gebrodelt: die Baracken würden gesprengt werden; die Menschen würden auf Kähnen in der Oder versenkt; alle würden erschossen. An einem Spätnachmittag seien zwei Limousinen mit „Goldfasanen“ gekommen [So wurden hinter vorgehaltener Hand hoch dekorierte Nazis bezeichnet; JR], die sich an die Gefangenen wandten: „Jüdische Volksgenossen...“ In diesem Moment hätten die russischen Fliegerangriffe eingesetzt: „die „Goldfasane“ waren weg, die Wachen waren weg - die Juden waren weg!“ Es habe jedoch

noch eine dreimonatige Versteckzeit begonnen, bis die Rote Armee in Breslau einmarschiert war. In dieser Zeit hätte ein Nazi der Mutter und den Kindern geholfen, sich zu verstecken und zu überleben: „Ein Nazi - aber kein Antisemit!“ Die Mutter hatte früher als Verkäuferin in seiner Firma gearbeitet.

Wolfgangs Vater war 1945 im Januar mit den anderen KZ-Gefangenen auf einen Todesmarsch gezwungen worden. Mit zwölf weiteren Häftlingen habe er schließlich die Flucht gewagt. Sie hatten sich in einem der umliegenden Dörfer versteckt, bis zwei Tage später die sowjetischen Soldaten kamen. Der Vater habe Polnisch und Russisch gesprochen, später auch gedolmetscht. Er kämpfte, nach einer gewissen Erholungsphase, in der Roten Armee bis Breslau.

Breslau war zu drei Vierteln geräumt worden. Die Nazis hatten die Bevölkerung evakuiert. Wolfgang war in jenen Zeiten das „Familienoberhaupt“. Er musste Lebensmittel beschaffen. Man habe das damals „organisieren“ oder auch „requirieren“ genannt. In den Kellern der verlassenen Häuser habe es genug gegeben. Nur erwischen lassen durfte man sich auf keinen Fall! In jenen Tagen sei kein Wert mehr auf „koscheres“ [nach den jüdischen Speisegesetzen „rein“; JR] Essen gelegt worden. Überleben war alles. In der Schule hatten sie gelernt, dass alles von G'tt käme, dass die Juden das „auserwählte Volk“ seien. Nach der Shoá habe vielen Juden der Glaube daran gefehlt. Immer wieder hätte die Frage im Angesicht der Millionen ermordeter Juden gequält: „Warum wir?!“ Wolfgang Nossen kann sich noch heute genau an die Antwort eines strenggläubigen Juden erinnern: Das sei die Rache G'ttes für die Assimilation der Juden gewesen...

Vor der Befreiung habe sich noch etwas anderes zugetragen. Im Januar 1945 wäre der Chef der Gestapo Breslau, Heinz Marsch, in das Ghetto gekommen. Er wandte sich an die Familie: „Nehmen Sie Ihre Judenbälger und hauen Sie ab. Ihren Mann habe ich erschießen lassen. Der wusste zu viel.“ Wolfgangs Mutter habe geantwortet: „Das glaube ich Ihnen nicht!“ In ihrer Erregung habe sie dann Marsch an seine Jacke gegriffen und gefragt: „Wo ist Ihr Parteiabzeichen?!“ Das hätte unter dem Revers

gesteckt. Die Mutter sei überzeugt gewesen: „Der hat gelogen!“ Sie hatte den Kindern einen Traum erzählt, den sie hatte: „Ich habe den Papa gesehen. Der kommt uns befreien als sowjetischer Soldat.“ Für Wolfgang stand damals fest, dass die Mutter durchgedreht sei: „Wir hatten keinerlei Beziehung zu den Russen und keine Verwandtschaft in Russland.“ Monate später, am 9. Mai 1945, traf sie ihren Mann jedoch tatsächlich!

An das alte Haus im Ghetto wollte sie einen Zettel über den Verbleib der Familie anbringen, doch es hätte nicht mehr existiert. Daher begab sie sich zu einem anderen Haus, in dem einst eine alte Freundin lebte. Diese Frau ist ebenfalls eine von den Nazis Verfolgte gewesen, die inzwischen im Untergrund lebte. Dort hat die Mutter dann die Nachricht angebracht. Der Vater, der inzwischen mit den sowjetischen Soldaten auf Patrouille gegangen sei, wäre von seinem vorgeschriebenen Weg abgewichen. Dabei trafen sie sich zufällig. Wolfgang Nossen: „Das ist bis heute ein Wunder!“

Als die Mutter und eine Schwester am 9. Mai aus der Stadt zurück gekommen sind, hätten sie den Eindruck gemacht, unter Schock zu stehen. Wolfgang dachte zunächst, sie seien vergewaltigt worden. Aber seine Schwester habe dann triumphierend gesagt: „Der Papa ist wieder da. Jetzt ist deine Zeit [als Familienoberhaupt, JR] vorbei!“ Alle anderen Geschwister von Wolfgang waren Schwestern.

Am 11. Mai 1945 wurde der junge Wolfgang bei einer Razzia durch polnische Miliz festgesetzt. Er hatte sich bei der täglichen Suche nach Lebensmitteln und im Überlebenskampf, um überhaupt etwas Warmes auf dem Leib zu haben, eine gefundene Hitlerjungen-Uniform angezogen. Ein Deutscher habe ihn später bei den sowjetischen Behörden denunziert, Polen hatten ihn verhaftet. Nach einer kurzen Odyssee nach Polen und zurück seien er und alle anderen Verhafteten der Roten Armee übergeben worden. Die Soldaten hätten ihre Gefangenen dann zu einem zum Lager umfunktionierten Vorort Breslaus eskortiert. Wolfgang sei eingesetzt worden, um tote sowjetische Armeeangehörige zu begraben. Das wäre eine sehr unangenehme Arbeit gewesen, denn die Gefallenen waren zum Teil schon längere Zeit tot. Um die-

ser Tätigkeit zu entkommen, erklärte er sich später zum „Betonmischer“. In Erinnerung geblieben ist ihm, dass die wachhabenden polnischen Milizionäre ausgeprägt sadistisch gewesen sind. Solange er für einen Hitlerjungen gehalten wurde, wäre es nicht so schlimm mit den Peitschenhieben gewesen. Als er jedoch gesagt habe, dass er kein Hitlerjunge wäre, sondern Jude, habe ihn der Chef der Miliz persönlich „behandelt“: *„Als ich nach drei Wochen getürmt bin, war mein Rücken von den Schlägen voller vereiterter Striemen.“*

Nossens Vater diente bis August 1945 in der Roten Armee und half bei der Suche nach Kriegsverbrechern. In einem Keller fanden die Verhöre durch die berühmt-berüchtigte SMERSCH [„Tod den Spionen“ - militärische Abwehr; JR] statt. Wolfgang habe Akkordeon spielen müssen, um die Schreie der unter Anwendung von physischer Gewalt zum Reden Gebrachten zu übertönen. Dabei, so erinnert er sich heute, habe er eine gewisse Genugtuung empfunden: *„Die mutigen, heldenhaften Deutschen: Ohne ihre Pistolen waren sie einfach genau so voller Angst wie zuvor ihre wehrlosen Opfer!“* SMERSCH habe damals die uneingeschränkte Macht gehabt. Jedoch seien auch Sowjetsoldaten, die Frauen vergewaltigt hatten, erschossen worden. Vergewaltigt worden sind in jenen Tagen auch jüdische Frauen. In Erinnerung an diese Phase seines Lebens sagt Nossen heute: *„Mit 14 war ich längst keine 14 mehr!“* Als die Einheit, in der der Vater diente, nach Wien verlegt wurde, habe er nicht mitgehen wollen. Er begann eine Tätigkeit in einer Stadtteilverwaltung in Breslau. Am 10. September 1945 verließ die Familie Nossen die Stadt. Die Polen, so Wolfgang Nossen, hätten die Juden vorher wo es ging bestohlen und drangsaliert. Nossens kamen, wie die meisten Juden aus Breslau, die überlebt hatten, nach Thüringen, nach Erfurt, das sie am 12. September erreichten. Aus Wolfgang Nossens ehemaliger Schulklasse hatten am Ende lediglich vier jüdische Kinder die Shoá überstanden. Klaus Troisdorf, ein deutscher Jude und Kommunist, später in der DDR Leiter der Gedenkstätte Buchenwald, fuhr damals mit befreiten Juden nach Breslau. Zugleich organisierte er die umgekehrte Passage. Nicht nur die Zeiten waren in

heftiger Bewegung, auch die Menschen wurden durcheinander gewirbelt. Eigentlich hätte die Familie Nossen nach Guatemala gewollt. Cousins lebten in Argentinien, eine Tante in Uruguay. Da die Mutter aber todkrank geworden war, blieben sie zunächst in Erfurt.

Der große Traum des jungen Wolfgang war es, Flugzeugingenieur zu werden. Er habe damals sogar ein Stipendium für das Ilmenauer Technikum gehabt, es aber nicht genutzt, weil er etwas anderes inzwischen nutzen wollte: die Gelegenheit, Deutschland zu verlassen. Zunächst jedoch hatte Wolfgang Nossen in einer Erfurter Autowerkstatt gelernt. Sein Vater war zu dieser Zeit auf dem Erfurter Schlachthof tätig, hatte später dann das Tanzlokal „OASE“ in der Neuwerkstraße eröffnet.

Wolfgang Nossen ging 1948 nach Israel. Die Familie wollte 1949 nachkommen, aber der Vater hatte inzwischen Angina Pectoris bekommen, was die Reise unmöglich machte. Schon in Israel, hörte Wolfgang vom Slánský-Prozess Ende 1952 in Prag [November 1952 wurden führende Kommunisten, Spanienkämpfer, KZ-Überlebende, Widerstandskämpfer gegen die Nazis angeklagt, unter Führung von Rudolf Slánský eine staatsfeindliche Verschwörung geplant zu haben. Viele der Angeklagten waren Juden; JR]. 1953 sei die in Erfurt verbliebene Familie Nossen wegen zunehmendem Antisemitismus im so genannten „Ostblock“ in die Bundesrepublik geflohen. Der Vater ist 1968 in Nürnberg verstorben. Er sei nach 1945 in die KPD eingetreten, allerdings niemals in die SED. Wolfgang war am ersten November 1948 in Israel angekommen. In einem Kibbuz hatte er wieder Hebräisch-Unterricht. Das in der Jüdischen Schule Gelernte ist verschüttet gewesen. In den Nächten hätten sich militärische Aktionen abgespielt. Richtig Hebräisch gelernt habe er durch Zeitungslektüre: *„Ich habe ganze Artikel abgeschrieben. Immer und immer wieder.“* Der erste Kibbuz, dessen Mitbegründer er war, befand sich im so genannten „Jerusalem Korridor“. Mitte 1951 ging er in einen anderen Kibbuz und fasste schließlich den Entschluss, Berufssoldat zu werden. Nossen wurde im Lauf der Jahre in der Israelischen Armee Kompanieführer. Als ausgezeichnete Soldat habe er die besondere Ehre gehabt, 1957 zum Unabhän-

gigkeitstag die Militärparade im Kommando-Jeep anzuführen. Zuvor sei er, mit vielen anderen Ausgezeichneten, vom damaligen Staatspräsidenten Yizhak ben Zwi und von Generalstabschef Moshe Dayan empfangen worden.

Wolfgang Nossen, der gerne kocht und bäckt (und isst...), der ein großer Freund der klaren Worte ist, hat auch im ganz privaten Bereich ein ausgesprochen bewegtes Leben geführt. Aus drei Ehen in Israel und in Deutschland sind fünf Kinder und vier Enkelkinder erwachsen. Der älteste Sohn (Jahrgang 1959) lebt als Grafiker in Ramat Hascharon/Israel. Er dient oft in der Israelischen Armee. Die Tochter aus zweiter Ehe wurde 1963 in Deutschland geboren. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Aachen. Aus der dritten Ehe stammen ein 1967 geborener Sohn, der Restaurantleiter bei McDonalds in Nürnberg ist. Ein weiterer Sohn wurde 1969 geboren, eine Tochter 1980. Diese beiden Geschwister leben ebenfalls in Nürnberg. Sie sind zur Zeit ohne Job.

Drei Enkelkinder leben in Israel, eines in Deutschland. Sehr glücklich ist Wolfgang Nossen, dass sich alle Kinder untereinander gut verstehen. Auch er hat zu allen einen angenehmen Kontakt. Die Kommunikation ist mehrsprachig, auch Englisch und Französisch kommen zur Anwendung. Der älteste Sohn, ursprünglich ein ausgesprochener Pazifist, habe sich unter dem Druck der Ereignisse in Israel inzwischen zum Anhänger von Ariel Sharon entwickelt, erzählt sein Vater.

Wolfgang Nossens jetzige Lebensgefährtin ist eigentlich die große Liebe seiner Jugend in Erfurt gewesen. Die Geschichte dieser beiden Menschen - noch dazu, wenn er sie erzählt - mutet wie eine Love Story aus dem Kino an. Nachdem er als junger Mann nach Israel gegangen sei, hatte seine Liebste dann in Erfurt eine eigene Familie gegründet. Sie hat als Lehrerin gearbeitet. Zum „Happy End“ gekommen ist es für beide nach der Wende 1989/90.

Und auch, wenn sie meint, eigentlich sei er ja mit dem Job in der Jüdischen Landesgemeinde verheiratet, und er trotz fünf Bypassen und zwei Krebsoperationen reichlich ungesund lebt, meist schon ab sieben Uhr am Morgen in seinem Büro anzutreffen ist, scheint Wolfgang

Nossen zumindest in dieser Sphäre seines Lebens zur Ruhe gekommen zu sein.

Die Jüdische Landesgemeinde in Thüringen zählt derzeit etwa 540 Mitglieder. 16 sind in Thüringen geboren, sechs sind zum Judentum konvertiert. Um die 50 Prozent sind Senioren über 60 Jahre. In der Landeshauptstadt leben 300 Juden.

1952, so erinnert sich Wolfgang Nossen, habe es das deutsche „Wiedergutmachungsabkommen“ für den Völkermord an den Juden gegeben. Zwei Millionen DM hätte die damalige Bundesrepublik gezahlt. Die eine Million Mark, die die DDR zu zahlen gehabt hätte, sei von ihr nie beglichen worden. Der Staat Israel wurde von der „antifaschistischen“ DDR niemals anerkannt. Nossen kennt noch sehr gut die damalige diffamierende Bezeichnung, die die DDR dem Staat gab: „zionistisches Gebilde“. Die Bundesrepublik habe schlussendlich weitaus mehr gezahlt als die ursprünglich festgelegte Summe.

Wolfgang Nossen hat die deutsche und die israelische Staatsangehörigkeit. Ethnisch betrachtet, so sagt er, sei er Jude. *„Ich bin ein Jude in Deutschland. Aber: Deutschland ist nicht mein Vaterland. Mein Großvater, der für sein Deutsches Vaterland - wie er meinte - gekämpft hat, wurde im Namen des Deutschen Volkes ermordet. Und nicht nur er. Ich will eigentlich vergessen, aber immer wieder werde ich schmerzvoll erinnert. Zum Beispiel, nur eines unter vielen, wenn die Reihen unserer Abgeordneten im Bundestag bei einer Debatte über Antisemitismus gähnend leer sind...!“*

In seinem Arbeitszimmer in der Jüdischen Landesgemeinde, hängt ein launiger Spruch:

*„Weil ich immer früh raus muss,
bin ich den ganzen Tag lang müde.
Und wenn ich dann munter werde,
muss ich ins Bett,
weil ich immer früh raus muss.“*

Allerdings kann Wolfgang Nossen die Dinge auch sehr ernsthaft auf den Punkt bringen: *„Die Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit. Man muss immer wieder erneut für sie einstehen, für sie kämpfen, sie hüten. Ich halte es mit Churchill, der gesagt hat, dass die Demokratie zwar die schlechteste Staatsform ist, er aber*

keine bessere kennen würde...“

Fragt man den Chef der Landesgemeinde, was es den jungen Menschen im Land auf den Weg

geben würde, dann ist das knapp und präzise:

„Für die Vergangenheit könnt Ihr nichts. Wohl aber für die Zukunft!“

Ludmila Pevsner: Die Shoá war eine Tragödie für alle Menschen

Dr. Ludmila Pevsner wurde im Jahr 1946 in Moskau geboren. Ihr Ehemann, Dr. Michael Pevsner, Jahrgang 1945, stammt aus Belorussland. Er ist gegenwärtig Bereichsleiter bei „T-Systems“, der Innovationsgesellschaft der Deutschen Telekom. Beide sind seit 1970 verheiratet. Die Tochter Natalya ist promovierte Gynäkologin. Sie wurde 1972 in Moskau geboren. Dr. Pevsner ist glückliche Großmutter von Rebecca (Jahrgang 1996), die Deutsch und Russisch spricht und von Evelyn (Jahrgang 1999), die, bislang zumindest, ausschließlich mit der deutschen Sprache ihre kleine Welt erkundet.

In der Sowjetunion war Ludmila Kandidat der pädagogischen Wissenschaften und Lehrstuhlleiterin. Das hätte, wäre die Familie nicht ausgewandert, nahezu automatisch nach einigen Jahren eine Professur nach sich gezogen. Stolz ist Ludmila Pevsner darauf, dass ihr Dokortitel auch in Deutschland bestätigt wurde, was keine Selbstverständlichkeit ist.

Michael Pevsner hatte an der Humanitären Universität Moskau Mathematische Logik unterrichtet. Beide Pevsners kannten übrigens Professor Reinhard Schramm, einen der beiden stellvertretenden Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, schon vor ihrer Übersiedelung nach Deutschland. Kontakte, die bis heute tragen.



Dr. Ludmila Pevsner.

Dr. Ludmila Pevsner (der Name bedeutet übrigens „Posen“, was auf die lokalen und historischen Wurzeln der Familie ihres Ehemannes hinweist) ist heute als eine Art Sozialmanagerin in der Jüdischen Landesgemeinde tätig. Zugleich zählt das Dolmetschen zu ihren täglichen Aufgaben. Wer die Gemeinde kennt, kann sich das Arbeitspensum, die Freuden, aber auch die Tiefschläge lebhaft vorstellen.

Im Jahr 1991 kamen zunächst nur Kontingentflüchtlinge. Damals gab es etwa 24 Alteingesessene Juden in der Gemeinde. Nicht jeder Kontingentflüchtling ist, beziehungsweise wird Mitglied der Jüdischen Landesgemeinde. Oft ist die Gemeinde „nur“ der erste Anlaufpunkt und ein nicht weg zu denkender Servicebetrieb für Neuankömmlinge. 1992 konnten einige Familien in die Gemeinde aufgenommen werden, die auf 45 Mitglieder angewachsen war. 1994 waren es schon 100 Mitglieder geworden. Die Mehrzahl der Juden, die aus den Staaten der früheren Sowjetunion nach Deutschland emigrieren, kommt aus der Ukraine. Dort gibt es auch zahlenmäßig vergleichsweise viele Juden, denen es insbesondere wirtschaftlich miserabel geht, von sonstigen Diskriminierungen nicht zu sprechen. Die belorussischen Juden, die auswandern wollen, haben besonders schlimme bürokratische Hemmnisse und Schikanen seitens des Luka-

schenko-Regimes zu erdulden. Insgesamt, so Dr. Pevsner, werden etwa die Hälfte der Zuwanderer auch Mitglieder der Gemeinde, viele leben in „interkonfessionellen“ Ehen. Im Mittelpunkt steht der Wille zur Integration, nicht die Konfession: *„Wir helfen allen Kontingentflüchtlingen.“*

In die Synagoge käme ein Kern, meist ältere Gemeindeglieder. Derzeit bekommen etwa zehn Kinder und Jugendliche ab 14 Jahre Religionsunterricht durch Rabbiner Goldberg aus Hof.

Ludmila Pevsner registriert zwar unangenehm, aber sehr sensibel einen wachsenden Antisemitismus in Deutschland, auch in Thüringen, auch in Erfurt! Das sei vor fünf Jahren zum Beispiel so nicht gewesen. Auch als die Pevsners in Deutschland angekommen seien, hätten sie solche Empfindungen nicht gehabt und nicht haben müssen: *„Wir haben uns sehr wohl gefühlt am Anfang.“* „Jetzt“, so Ludmila, *„hängt das irgendwie in der Luft. Schon bei den Schülern in den Schulen ist es nachgerade salonfähig geworden, sich antisemitisch zu äußern.“* Das würde auch zunehmend ohne jegliche Hemmungen geschehen.

Um so härter zu verkraften ist dieser Zustand, weil er für die Familie Pevsner und die anderen jüdischen Zuwanderer völlig unerwartet kam: Deutschland hatte einen großen Vertrauensbonus: *„Wir hatten die Vorstellung von Deutschland, dass die gesamte Geschichte der Shoá aufgearbeitet ist, dass sich nichts dergleichen wiederholen würde.“*

Aus diesem Grund habe 1991 auch niemand Angst gehabt, öffentlich zu sagen: *„Ich bin Jude.“* Heute hingegen, so Dr. Pevsner, würden die jüdischen Bürger versuchen nicht zu zeigen, dass sie Juden sind. Schüler hätten manchmal sogar Angst, es öffentlich zu machen. Ihr quasi letztes Argument ist so traurig wie trotzig: *„Ich kann gehen - nach den USA, nach Kanada. Hier und jetzt habe ich manchmal den Eindruck, dass bei Hitler doch alles so schön gewesen sein muss, wenn Leute sich darüber unterhalten. Aber: Wenn man den Zweiten Weltkrieg und die Judenvernichtung nicht als Tragödie für alle Menschen betrachtet, dann besteht schon die Gefahr, dass es sich wiederholen kann!“* Ein Hauptproblem sei, dass die zu konstatierende

Zunahme des Antisemitismus in Deutschland aus der Mitte der Gesellschaft heraus käme. Angst hat sie nicht. Aber da ist viel Traurigkeit und große Enttäuschung: *„Wir hatten uns ein Bild gemacht von Deutschland, das ein anderes war.“*

Übergreifend wertvoll allerdings ist für Dr. Pevsner die Freiheit, die sie in Deutschland gewahrt sieht: *„Ich kann reden, was ich will. Man kann ohne Angst diskutieren.“*

Wichtig zu betonen ist ihr auch, dass sie selbst in persönlichen Kontakten nur gute Erfahrungen gesammelt hat. Negativbeispiele und Konflikte erfährt sie in der Gemeinde und von Bekannten. Dabei ist sie durch ihre Arbeit natürlich sehr nahe am Geschehen. Fair und ausgewogen bemüht sich Dr. Pevsner deshalb zugleich darum, nicht mit einer vorgefassten Meinung zu urteilen. Mancher persönlich verspürte Antisemitismus, manche vermeintliche Diskriminierung könnten auch an den noch vorhandenen Sprachbarrieren liegen.

Wenn Ludmila Pevsner jedoch darüber nachdenkt, was den deutschen Antisemitismus von anderen Antisemitismen in der Welt unterscheidet, dann untermauert sie ihr Verständnis mit drei Positionen von Victor Klemperer:

1. Die Verfolgung der Juden im „Dritten Reich“ ging so weit, dass die jüdischen Bürger so weitgehend entrechtet wurden, wie es nur im Mittelalter punktuell der Fall war. Dort allerdings konnte sich ein Jude durch die Taufe retten.
2. In der Shoá war das nun bedeutungslos geworden und verhinderte nichts.
3. Die Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung der Juden vollzog sich in einem scheinbar rechtsförmigen Rahmen. Die Rassenlehre war staatstragend und alle Lebenssphären durchdringend.

Im Rahmen früherer Wissenschaftskooperationen hatte Dr. Pevsner Professor Otto Preu von der Pädagogischen Hochschule Erfurt, der dort den Bereich der Sprecherziehung leitete, kennen gelernt. Er machte die russische Wissenschaftlerin in den 1980er Jahren mit dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Landsgemeinde in Thüringen, Raphael Scharf-Katz, bekannt. 1983 gab Dr. Pevsner in der DDR Kurse für sowjetische Gymnasiasten. Der Kontakt

zu Raphael Scharf-Katz, zu Professor Schramm und zu Professor Preu riss in all den Jahren nicht ab.

1993 trug das Früchte, als sie gemeinsam mit Preu am Thillm Seminare für Ethiklehrer gab. Gearbeitet wurde u. a. zu so brisanten Themen wie: Merkmale der Juden als Fremde/ Warum sind die Juden keine Fremden? Ludmila Pevsner erinnert sich, dass damals niemand Merkmale der Juden vorschlagen konnte, warum sie nicht fremd sind...

Wenn Dr. Pevsner über ihr früheres Fachgebiet und ihre Arbeit hier spricht, kommt souveräne und begeisterte Fachkompetenz zum Ausdruck. Natürlich braucht sie vieles davon auch jetzt bei ihren Arbeiten in der Landesgemeinde. Sehr positiv überrascht ist Ludmila Pevsner von Reaktionen der Kirchen bei der Gestaltung von Kursbüchern für den Religionsunterricht. Die neuen Bücher von 2000 seien geradezu phantastisch. Dort ist nicht mehr zu finden, dass die Juden Jesus ans Kreuz geschlagen haben. Historisch korrekte Darstellungen hätten sich hier endlich durchgesetzt.

Befragt, was denn im Verständnis von Dr. Pevsner ein „Jude“ sei, führt sie die Merkmale der Religions- und Volkszugehörigkeit an. Ganz besonders angetan ist sie jedoch von einem Begriff, den Professor Reinhard Schramm gern gebraucht: „*Schicksalsgemeinschaft*“. Auch das ist ein weites Feld, wo durchaus verschiedene Ansichten zum Tragen kommen können. Keinesfalls zu akzeptieren ist für sie der unselige „Rassebegriff“ der Nationalsozialisten, wenn es um eine definitorische Klärung gehen soll.

Anders als Andrej Levin, der viel zu jung ist, um sich an seine Zeit in der Sowjetunion noch zu erinnern, trägt Ludmila Pevsner diese mehr als 40 Jahre natürlich tief in sich. Zumal jene Zeit alles andere als eine Idylle war. Ludmilas Mutter arbeitete als Angestellte in einem Zeitungsvertrieb. Von ihrem Vater weiß sie nichts. Der Großvater war Kommunist, hat sein Judentum nicht praktiziert.

Ludmila Pevsner hat erst nach ihrer Heirat durch ihre Schwiegermutter die jüdischen Feiertage kennen gelernt und praktiziert. Natürlich hat sie durch ihre Personalpapiere gewusst, dass sie Jüdin ist. In der Sowjetunion war hier eine Kennzeichnungspflicht. „*Und dann mein Name*

Jewilsohn...“. Auch im Klassenbuch in der Schule musste in der Rubrik „Nationalität“ „Jude“ eingetragen werden.

Ein anderes Phänomen hat die junge Ludmila damals erlebt, das wohl für Juden in ihrer Geschichte generell nicht unerheblich prägend war. Ihre Mutter sagte ihr: „*Du weißt, wie schwer es für die Juden hier ist. Du musst die Beste werden, wenn du etwas erreichen willst im Leben!*“ Ludmila machte ihr Diplom mit Auszeichnung. Sie wurde Lehrstuhlleiterin, was für einen Juden in der Sowjetunion sehr selten möglich war. Sie wollte unbedingt assimiliert sein.

Natürlich, erinnert sie sich, habe sie aus den Zeitungen gewusst, dass es Antisemitismus gab. Oder korrekter: Antizionismus. Sie selbst habe in Moskau und in ihren Lebenskreisen keinen Judenhass erfahren. Zurückgesetzt wurde Dr. Pevsner allerdings auf subtilere Weise. Wenn es um die begehrten und höchst seltenen Dienstreisen in die Bundesrepublik an die Goethe-Institute ging, dann hatte die parteilose Wissenschaftlerin keine Chance. Dass sie kein Mitglied der KPdSU gewesen ist, sei eher formalen Gründen geschuldet gewesen. Es waren gerade einmal wieder ausreichend Mitglieder der Intelligenz in der Partei - warten war angesagt.

Unvergessen sind für Dr. Pevsner auch die Wohnbedingungen jener Jugendjahre in Moskau. Zehn Menschen mussten in den kommunalen Wohnungen auf 15 Quadratmetern leben.

Der Großvater war Bauleiter und hatte dadurch das Privileg, für seine Familie von fünf Personen eine Wohnung von 25 Quadratmetern mieten zu dürfen. Wie dramatisch und alltäglich die Konflikte der Sowjetunion sich bis in die einzelne Familie niederschlugen, das zeigte sich auch in Ludmilas Familie. Ihr Großvater war Kommunist, war als Bauleiter angesehen. Sein Bruder hingegen hatte 20 Jahre Gulag [„Hauptverwaltung der Lager“; System der Straf- und Arbeitslager in der Sowjetunion; JR] hinter sich, weil er als „Trotzkist“ verurteilt worden war. Er wohnte danach auch bei der Familie seines Bruders.

Ludmila Pevsners Urgroßvater war Kantor in einer jüdischen Gemeinde in Odessa. Von ihm hatte wahrscheinlich der Großvater seine Liebe

zur Musik, zum Tanz. Eine Schwester Ludmilas ist Opernsängerin im Chor des berühmten Bolschoi-Theaters. Eine andere Schwester praktiziert als Rechtsanwältin in den USA. Noch etwas hat sich Ludmila Pevsner tief eingepägt: die Berichte ihrer Großmutter über die Pogrome, die sie in der Ukraine erleben musste: *„Von daher habe ich eine Ur-Angst tief in mir.“*

Das Kennenlernen vom und das Bekennen zum Judentum wurde durch ihren späteren Mann stärker in Dr. Pevsners Leben gebracht. Er habe gewissermaßen die jüdischen Traditionen mit nach Moskau getragen. Und wenn ihre Tochter heute in Deutschland die älteste Enkelin „Re-

becca“ nennt, dann gesteht die Großmutter Ludmila: *„Ich hätte einem Kind in Russland niemals diesen Namen gegeben...!“*

Befragt, welches Motto Dr. Ludmila Pevsner der jungen Generation Juden und Nichtjuden hier und heute auf den Weg geben würde, antwortet sie: *„Leben und Leben lassen.“*

Jeder solle sein eigenes Leben leben, zugleich die anderen das ihre. Entsetzlich seien diese nie endenden Aggressionen zwischen den Menschen. *„Du bist ein Mensch und ich bin ein Mensch. Sieh' doch in jedem Menschen auch zuerst den Menschen. Das Leben ist so verdammt kurz!“*

Reinhard Schramm: Einer völlig neuen jüdischen Gemeinschaft Raum geben

Professor Reinhard Schramm, stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, wurde 1944 in Weißenfels geboren. Er ist an der Technischen Universität Ilmenau als Leiter des PATON [Patentinformationszentrum und Online-Dienste] tätig.

Schramms Mutter Rosel geborene Murr war 1908 in Weißenfels geboren worden. Sie überlebte den Nationalsozialismus und ist 1990 in Ilmenau gestorben. Der Vater, Friedrich Schramm, war Lehrer. Er wurde 1890 in Greiz geboren und verstarb

1948 in Weißenfels. Als Nichtjude hielt er zu seiner Ehefrau und hat sie und den kleinen Sohn so noch vor der Deportation bewahren können. In seinem Buch „Ich will leben... Bericht über Juden einer deutschen Stadt“, dessen Erstauflage im Jahr 1990 erschienen ist, schreibt Reinhard Schramm, der heute einer der stellvertretenden Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde in Thüringen ist, über diese Zeit: „Ein Kriminalbeamter informierte meinen Vater über die drohende Verhaftung und über die Begleitumstände [im April 1945; JR]. Leider ist mir sein Name nicht

bekannt... Mein Vater brachte meine Mutter und mich in einer Bodenkammer der Schillerstraße 15. Das fiel im Haus nicht auf, weil meine Mutter mit mir bei Alarm nicht in den Luftschutzkeller durfte. Herr Stengler hatte sich unsere Gegenwart im gleichen Raum verboten. Um eine Such-

aktion zu verhindern, lag ein Abschiedsbrief meiner Mutter auf dem Tisch. Sie schrieb darin, dass sie mit mir das Haus verlas-se, um aus dem Leben zu gehen. Das war überzeugend, denn jüdische Selbstmorde gab es in diesen Jahren zu Tausenden in Deutschland.“

Reinhard Schramm erinnert sich, dass die junge Familie von der Verwandtschaft väterlicherseits abgeschnitten gewesen sei, „weil die sich abgeschnitten hatten.“ Mit anderen Worten: Die Familie des Vaters hatte sich wie die Mehrzahl der

nichtjüdischen Deutschen in der Nazizeit verhalten. Von der Familie der Mutter überlebte niemand den Nationalsozialismus. Der Sohn weiß noch heute, dass seine Mutter später an den Tagen, an denen sie besonders still war, wo sie weinen musste, ein Geburtstag, ein Todestag von einem ihrer toten Familienangehörigen war. Bedrückend wären die traditionellen Daten von Familienfesten wie Weihnachten gewesen, die der kleine Junge dann allein mit der Mutter verbringen musste.

Rosel Schramm hat dann in Weißenfels in den 1950er Jahren noch einmal geheiratet. Rein-

hards Stiefvater, zunächst ein einfacher Arbeiter, dann Angestellter, musste aus gesundheitlichen Gründen von Weißenfels weg ziehen. So kam die Familie im Frühsommer 1957 nach Ilmenau. Den Schulwechsel habe er problemlos gemeistert. Die Beziehung zum Stiefvater sei ganz



Professor Reinhard Schramm, stellvertretender Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde.

o.k. gewesen. Jedoch hätte nichts und niemand die durch die Umstände ganz außergewöhnlich eng gewordene Beziehung zwischen Mutter und Sohn stören können.

Über die grausame Zeit des Nationalsozialismus habe die Mutter Rosel nie von sich aus gesprochen als Reinhard ein Kind und ein junger Mann war. Auf Fragen allerdings hat sie ihm geantwortet. Einmal, als sie sehr krank gewesen sei, habe sie dem damals etwa Zehnjährigen davon erzählt, wie ihre Mutter und ihr Bruder so völlig grundlos (!) sterben mussten: *„Das waren doch alles liebe, normale, nette Menschen...“*. Große Hochachtung habe seine Mutter vor der Roten Armee und vor den Kommunisten gehabt. Instinktiv habe sie die Russen als die tatsächlichen Befreier empfunden, nicht die Amerikaner. Die Russen hätten mehr Opfer gebracht. Außerdem habe sie gewusst, dass, wenn die Amerikaner ein halbes Jahr eher gekommen wären, beispielsweise auch eine Tante von ihr hätte gerettet werden können. Das Besatzungsregime schließlich sei der Garant dafür gewesen, dass das Morden endlich aufgehört habe.

Zwar hätte es quer durch alle politischen Richtungen auch einige anständige Menschen in der Nazizeit gegeben; versteckt und gerettet allerdings hat sie und das kleine Kind ein kommunistisches Ehepaar. Diese Erfahrung hat Rosel Stichler, wie sie in zweiter Ehe hieß, Zeit ihres Lebens politisch geprägt. Auch spätere Erfahrungen in der DDR, die dieser Ausrichtung eher widersprachen, konnten keine grundlegende Veränderung ihrer politischen Überzeugungen bewirken. Gerne wäre sie schon eher in die SED eingetreten, als sie es dann schließlich tat. Aber auch sie galt wenn auch nur unter vorgehaltener Hand als *„kleinbürgerliches Element“* und musste demzufolge warten. Trotzdem, so Reinhard Schramm heute, habe seine Mutter vieles auf dieser politischen Ebene einfach verdrängt, um sich selbst nach all den Katastrophen ihres bisherigen Lebens zu schützen. *„Klar, könnte man heute sagen, dass sie eher hätte spüren müssen, dass das System, das sie befreit hat, auch kein gutes war... Eigentlich ‚aufgewacht‘ ist sie erst in der Polenkrise in den achtziger Jahren.“*

Rosel Stichler, die zusammen mit ihrem Sohn und seiner aus Polen stammenden Ehefrau in einem Haus lebte, habe in dieser Zeit äußerst sensibel und entsetzt reagiert, als sie z. B. miterleben musste, wie frühere Bekannte der Familie nicht mehr mit ihnen gemeinsam ins Theater fuhren. Es war, so Schramm, diese Erfahrung der Ausgrenzung - einer Polin in diesem Fall - die seine Mutter schlagartig an ebenso gelagerte Erfahrungen erinnerten, die Juden in der Nazizeit seitens ihrer nichtjüdischen Bekannten und Freunde machen mussten.

Die Familie der Mutter sei religiös gewesen. Nach 1945 gab es jedoch in Weißenfels, wie in den meisten anderen Orten in Deutschland, keine Synagoge mehr. Rosel Stichler hätte zudem nach den Erfahrungen der Shoá auf dem Standpunkt gestanden: *„Unsere Familie ist in ihrer Gesamtheit in Deutschland umgebracht worden. Es kann G'tt nicht geben. Und wenn, dann ist es ein G'tt der Nazis!“* Antireligiös allerdings sei die Mutter niemals geworden.

Als Schüler hatte Reinhard Schramm stets sehr gute Leistungen. Er selbst erinnert sich, dass er ein hervorragender FDJ'ler war. Und stets politisch interessiert. Mit 17 habe er sich an seiner Schule um die Shoá gekümmert, Wandzeitungen gestaltet beispielsweise. Da habe es überhaupt keine Probleme oder gar Ablehnung gegeben. Angezogen habe ihn damals schon die Elektrotechnik. *„Ich dachte halt, Technik ist etwas Wichtiges.“* Außerdem habe er keine spezielle Begabung bei sich feststellen können. Weil er zudem besonders gerne ins Ausland wollte, bereitete er sich ein Jahr auf der Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) in Halle auf das Abitur vor. Von 1962 bis 1963 lernte Reinhard Schramm in Łódź Polnisch und studierte anschließend bis 1969 Elektrotechnik in Gdansk. 1966 hat er seine Frau Barbara geheiratet, die sich als DDR-Kritikerin, promovierte Architektin und Buchautorin einen Namen gemacht hat.

Während der gesamten Studienzzeit in Polen habe er sich immer offen zu seinem Judentum bekannt. Kein immer leichtes Unterfangen, wenn man den traditionell erheblichen Antijudaismus und Antisemitismus in Polen bedenkt. Der „Sechs-Tage-Krieg“ 1967 hatte außerdem sowohl in Polen als auch in der DDR die anti-

zionistische Propaganda verstärkt wieder aufleben lassen. Damals seien, so Reinhard Schramm, etwa 30.000 Juden aus Polen emigriert. Er habe in jener Zeit eine jüdische Kommilitonin gehabt während des Studiums, ihr habe er sich nahe gefühlt: *„Wir waren so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft.“*

In diesen Jahren, 1967/68, sei er Kandidat der SED geworden. *„Ich dachte, die DDR hat den besseren Sozialismus als Polen, und ihr Sozialismus könnte erfolgreich sein.“* Zugleich gab er sich dem Glauben hin, die Anerkennung Israels als Staat durch die DDR sei zu erzwingen. *„Mir war bewusst, dass es in der DDR Antizionismus gab, der allerdings nicht in Antisemitismus umgeschlagen ist.“* Man habe in jener Zeit sogar im „Neuen Deutschland“ lesen können, dass das Existenzrecht Israels anerkannt werden solle.

Über den realen Antisemitismus, der sich insbesondere in den Jahren 1952/53 gezeigt hatte, wusste Reinhard Schramm nichts - er war zu jung. Und seine Mutter Rosel war mit den ganz unmittelbaren Fragen der Lebensbewältigung befasst, so dass sie die Ereignisse nicht direkt reflektierte. Natürlich habe es in der DDR eine Art Opferhierarchie gegeben. Als Rosel einmal Ferien in einem Ferienhaus für Funktionäre machen wollte, wäre ihr das verwehrt worden. *„Meine Mutter und ich haben uns trotzdem immer deutlich zu unserem Judentum bekannt, allerdings nie ‚dick aufgetragen‘.“*

Als er elf Jahre alt gewesen ist, habe er im Kleiderschrank der Mutter einen Kasten mit Briefen von Angehörigen aus Konzentrationslagern gefunden. Man kann sich vorzustellen versuchen, wie sich eine solche Lektüre der letzten Lebenszeichen von den ermordeten Verwandten auf ein Kind ausgewirkt haben wird. Mit 17 Jahren, 1961, sah Reinhard Schramm dann mit der Mutter im Fernsehen während des Eichmann-Prozesses in Jerusalem einen Schulfreund von Rosel Stichler aus den Weißenfelder Tagen. Er war Richter am Obersten Gericht in Israel geworden. In diesem Jahr begann er, an ehemalige Weißenfelder Juden, die nun in Israel und den USA lebten, zu schreiben. Das waren wichtige Impulse und Grundlagen für sein späteres Buch „Ich will leben“.

Den Kontakt zur Jüdischen Gemeinde in

Thüringen haben Reinhard Schramm und seine Mutter 1987/88 aufgenommen. Es waren, wie schon betont, vor allem die Erfahrungen der Isolation der aus Polen stammenden Schwiegertochter, die Rosel Stichler zu diesem Schritt bewogen haben. Sohn und Schwiegertochter wurden vom „Theaterkreis“, zu dem auch Professoren der damaligen Technischen Hochschule Ilmenau gehörten, eingeladen. *„Die ‚Antennen‘, die meine Mutter für ein solches Verhalten entwickelt hatte, waren ganz andere. Sie war aufgrund ihrer leidvollen Erfahrungen wesentlich sensibler. Und auch wenn sie die Nazidiktatur und die der SED nicht gleichgesetzt hat, waren ihr doch wesentliche Illusionen verloren gegangen. Und mir auch.“* Dazu kamen Probleme mit dem ältesten Sohn der Schramms, die drei Kinder haben.

Marek, 1968 geboren, ist heute Immobilienunternehmer in Ilmenau. Die 1974 geborene Tanja studiert „nebenher“ an der Fachhochschule Schmalkalden Betriebswirtschaft und lebt „hauptberuflich“ für den Pferdesport. Sebastian ist Jahrgang 1980 und ebenfalls Student, allerdings im geisteswissenschaftlichen Bereich. Marek verließ den Pfad des „sozialistischen Gangs“, als er in der Zeit von Solidarnosc in den 1980er Jahren in die „Diskussion“ mit einer Lehrerin einstieg, die mit antipolnischen Reden provozierte. Während seine Großmutter ihn damals, er war um die 16, noch mäßigen wollte, während sein Vater noch davon ausging, der Sozialismus à la DDR sei reformierbar, sagte der junge Mann schon damals: *„Man kann den Sozialismus nur abschaffen!“*

Was in anderen Familien vielleicht eine Maßregelung nach sich gezogen und guten Grund zu schweren innerfamiliären Zerwürfnissen geboten hätte, das schweißte die gesamte Familie noch mehr zusammen: *„Ich hätte nie den Versuch gemacht, Druck irgend welcher Art auf die Kinder auszuüben. Marek hat in der Schule genau so geredet wie zu Hause auch. Meine Mutter fand das falsch, ich auch, meine Frau Barbara hingegen überhaupt nicht.“* Zwei Mal wurde Marek in der Folge wegen versuchter Republikflucht inhaftiert. Wer in der DDR gelebt hat, kann ermessen, wie sich dadurch der Druck auf die gesamte Familie verstärkte. Heute fasst Reinhard Schramm diese harten Erfahrungen

u.a. so zusammen: *„Das Wichtigste ist die Familie! In der Not hat man nämlich wenig Freunde...“* Was hier etwas bitter klingt, macht im Alltag der Schramms so überhaupt nicht den Eindruck. Sie führen ein offenes, gastfreundliches, internationales und unkonventionelles Haus.

Heute ist Professor Schramm der Meinung, dass er mit seiner Mitgliedschaft in der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen gewissermaßen zu seinen Wurzeln zurückgekehrt ist. Gerade als die Auseinandersetzungen um seinen Sohn Marek eskalierten, habe er sich an den damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde, den 1994 verstorbenen Raphael Scharf-Katz, gewandt. Sein Irrtum bis dato sei sein Glaube gewesen, der Sozialismus könne eine Antwort auf den Antisemitismus sein. Die Jüdische Gemeinde sei für ihn der Ort gewesen, wo Deutsche zusammen kamen, denen ihre jüdische Herkunft etwas bedeutete. *„Ich wollte mich von nun an beteiligen am jüdischen Leben. Und meine Mutter auch.“* Raphael Scharf-Katz sei, so Reinhard Schramm, auch sehr der von ihm selbst bevorzugten Definition des Judentums als „Schicksalsgemeinschaft“ zugetan gewesen. Heute, anderthalb Jahrzehnte später, geht er in die Synagoge, nimmt auch an den Gottesdiensten teil. Zwar sei der Grad der Religiosität unter seinen jüdischen Bekannten sehr unterschiedlich, aber die „Schicksalsgemeinschaft“ würden alle spüren. Schramms Haltung selbst zur Religion hat sich geändert: *„Heute empfinde ich das keineswegs mehr als albern. Ich sehe G'tt als Bild für die Schöpfung der Welt als Ganzes. In diesem Sinne fühle ich mich religiös.“* Die Gesetzestafeln seien die Schlussfolgerungen daraus, wie Menschen sein sollten. So gesehen seien die Gebote eine moralische Richtschnur. Er bemühe sich, sie einzuhalten, allerdings nicht besonders streng. Am Shabbat möchte er mit der Familie zusammen sein, so oft das nur geht. Das bewusste Mitwirken in der Jüdischen Gemeinde würde, so sagt er, bei ihm gar nicht so sehr aus innerer Religiosität geschehen, sondern *„aus der Achtung vor der Religion. Die jüdische Religion erhält die Gemeinde als inneren*

Kern.“ Seine Aufgabe sieht Reinhard Schramm nicht darin, zu diesem Kern zu gehören, sondern ihn so zu festigen, dass sich das jüdische Leben in Thüringen weiter entwickeln kann.

Gegen Ende der DDR habe das jüdische Leben weit unterhalb einer so genannten „kritischen Masse“ gelegen. Aber die wenigen Leute hätten es vermocht, die Synagoge, das religiöse Leben zu erhalten.

„Was ist nun ein Jude? Darüber gibt es einen großen Streit auch unter den Juden selbst. Natürlich ist der ein Jude, der eine jüdische Mutter hat. So sagt es unsere Lehre. Aber es gibt eben auch diese Schicksalsgemeinschaft. Wenn ein derartig hoher Preis für das Jude-Sein gezahlt werden musste auch wenn dieses von den Antisemiten definiert worden ist, dann ist das gepaart mit einer sehr hohen Verantwortung für die Toten.“

Jetzt, wo die Jüdische Landesgemeinde auch in Thüringen wächst, würde er sich in seiner Funktion als eine Art Übergang empfinden: *„Es muss Leute geben, die mit ihren Erfahrungen hier in Deutschland einer völlig neuen jüdischen Gemeinschaft Raum geben. Das mag man sich wie die Hefe in einem Kuchen vorstellen.“* Die Anfänge dieser neuen Gemeinde sieht Reinhard Schramm ausgesprochen gut gelungen. Für die Zukunft hofft er, dass ein Jude seine Stelle übernehmen möge, der mehr weiß über das Judentum, der hier fundierter wirken kann.

Was würde er jungen Leuten mit auf den Weg geben? *„Man darf nicht gleichgültig sein. Wenn man spürt, die Intoleranz kommt hoch, dann muss man daraus eine eigene Tat erwachsen lassen!“* In der DDR habe er damals durchaus gespürt, dass gravierende Dinge nicht gestimmt haben, den Idealen zuwider gelaufen sind. Und trotz seiner Proteste innerhalb der SED habe er doch zu wenig getan, sei unter seinen Möglichkeiten geblieben.

„Natürlich kann nicht jeder ein Märtyrer sein, aber kleine Opfer für die eigene Überzeugung bringen, das kann man schon. Dafür sind Wissen nötig und Gespür, Sensibilität, um die Anfänge, denen es zu wehren gilt, auch zu erkennen.“

Eva Zawischa: Die Dummheit geht immer mit Angst einher

Eva Zawischa wurde 1951 in Erfurt geboren. Zu ihrer Familie gehören der Sohn Alexander, Jahrgang 1986, und die über neunzigjährige Mutter Hildegard Jaschkowitz. Als junges Mädchen wollte Eva Lehrerin werden, wurde nicht zum Studium zugelassen und erwarb in der Folge einen Abschluss als Wirtschaftskaufmann. Sie arbeitete im Vertrieb des Erfurter Bekleidungskombinates.

Eva Zawischa hat Stil und prägt Stil - u. a. in ihrer „Israel Boutique“ auf der Krämerbrücke. Dort hängt ein Wort des 1954 geborenen niederländischen Juden Leon de Winter an der Wand, das in seiner knappen und lakonischen Formulierung ausgezeichnet mit Eva Zawischas Ausdrucksart korrespondiert: *„Wenn ich ein Pferd wäre, würde ich über Pferde schreiben. Da ich ein Jude bin, schreibe ich über Juden.“*

Die Eltern stammen aus Breslau. Sie hatten dort 1934 geheiratet. Evas Vater war Herrenmaßschneider und ein sehr orthodoxer Jude. Obwohl die deutschen Juden damals schon sehr assimiliert waren, sei doch darauf geachtet worden, den Ehepartner möglichst innerhalb der Jüdischen Gemeinschaft zu finden. Eva Zawischas Mutter sei im Zuge ihrer Eheschließung zum Judentum übergetreten. Die Eltern, so erinnert sie sich, hätten über die Nazizeit in Breslau wenig erzählt. Der Vater, verstorben bereits 1975 in Erfurt, habe niemals das Bedürfnis geäußert, einmal in die alte Heimat



Eva Zawischa.

zurück zu kehren. Er habe überhaupt nicht von dieser schlimmen Zeit gesprochen. Die Mutter hat von damals erzählt, allerdings auch nur wenig. Was besonders schlimm erinnert wurde war: *„Die deutschen nichtjüdischen Nachbarn haben uns vertrieben, die früheren ‚Freunde‘!“*

Schon vor dem Novemberpogrom 1938 wurden jüdische Männer immer wieder für eine bestimmte Zeit willkürlich abholt. Eva Zawischas Vater musste die Konzentrationslager Groß-Rosen und Bergen Belsen ertragen. Eine gesundheitliche Folge davon sei seine spätere Magenkrebserkrankung gewesen. Die Mutter sei in einem der so genannten „Judenhäuser“ in Breslau untergebracht gewesen. Nach den Kriterien der Nazis lebte sie in einer „Mischehe“. Trotz des ungeheuren Drucks sei sie sowohl bei ihrem Ehemann als auch beim jüdischen Glauben geblieben. Was hier so lapidar klingt, erforderte ganz besonderen Mut, eine bemerkenswerte Charakterstärke und war sicherlich auch Ausdruck einer großen Liebe.

Besonders tragisch, so berichtet Eva Zawischa, sei der Umstand gewesen, dass die Eltern ein kleines Mädchen aus einem jüdischen Waisenhaus geholt hatten, das sie adoptieren wollten. Dieses Kind wurde nach Theresienstadt deportiert und später in Auschwitz ermordet. Eva Zawischa hat sich die Kenntnis von Tanas Schicksal aus Unterlagen in Yad Vashem geholt, der großen Gedächtnisstätte für die Opfer

der Shoá in Jerusalem.

Breslau war im Zweiten Weltkrieg von der nationalsozialistischen Regierung zur „Festung“ erklärt worden und am Ende des Krieges zu 70 Prozent zerstört. Nur durch einen glücklichen Zufall hätten sich Eva Zawischas Eltern damals wiedergefunden. Ein Freund habe ihnen Ende 1945 geraten, als Deutsche sollten sie Breslau besser verlassen. Sie folgten diesem Rat und gelangten ohne jegliches Hab und Gut schließlich nach Erfurt, wie auch andere Breslauer Juden. Dort war Max Cars, Überlebender der Konzentrationslager Buchenwald und Theresienstadt, erster Nachkriegsvorsitzender der sich neu konstituierenden Jüdischen Synagogengemeinde Erfurt.

Eva Zawischa hat über diese Nachkriegsjahre recherchiert. Sie fand heraus, dass es bei einer Reihe führender Mitglieder der im April 1946 in der sowjetisch besetzten Zone gegründeten Sozialistischen Deutschen Einheitspartei (SED) ausgeprägt antisemitische Züge gab. Aus dem Jahr 1946 existiert beispielsweise ein Rundschreiben der Polizeidirektion Erfurt, dass keine „Ostjuden“ mehr aufgenommen werden sollen. Falls eine Zuzugsgenehmigung schon erteilt sei, möge sie rückgängig gemacht werden. Auf dem Land seien „diese Personen“ unter strengster Kontrolle zu nehmen. Zugleich solle ihnen jegliche Möglichkeit genommen werden, Gewerbetreibende oder selbständige Kaufleute zu werden. Auf den OdF-Ausweis [Opfer des Faschismus; JR] der jeweiligen Juden brauche keine Rücksicht genommen zu werden!

Die Jüdische Gemeinde Erfurt hatte schon im Jahr 1946 ihren Anspruch auf das Grundstück der früheren Synagoge erhoben. 1952 wurde dann die neue Synagoge in Erfurt geweiht - der einzige Neubau dieser Art auf dem Gebiet der DDR.

In diesem Teil Deutschlands, so berichtet Eva Zawischa, seien Menschen an die Spitzen der Jüdischen Gemeinden gebracht worden, die den politischen Vorstellungen der SED-Führung entsprochen hätten. Die Gemeindeleitungen wären damals gezwungen worden, sich von den Jüdischen Dachorganisationen zu lösen. Sie wären in der Folge vollkommen von den Partei- und Staatsfunktionären der DDR abhängig gewesen. Und damit in nicht unerheb-

lichem Umfang zugleich von der sowjetischen „Judenpolitik“ mit ihrem hohen Repressionsdruck. Ganz offensichtlich wurde diese Abhängigkeit im Jahr 1952, als es im Zug des so genannten „Slansky-Prozesses“ im kommunistischen Prag zu einer neuen Welle der Judenverfolgung in vielen Ostblockstaaten kam. Es brodelte, so Eva Zawischa, auch in den Jüdischen Gemeinden der DDR: *„Die jungen Leute sind fast alle weggegangen.“* Es kam zu Verhaftungen von führenden Gemeindemitgliedern, beispielsweise von Julius Meyer in Berlin: *„Die Leute waren über Nacht weg.“* Geblieben seien die Alten, die Kranken.

Eva Zawischas Eltern waren schon 1949 nach Großbritannien zu einem Bruder des Vaters gegangen, der Offizier in der Britischen Armee war. Zwar versuchten sie, dort zu bleiben, was aber unmöglich gewesen sei. Die Bedingung war, dass der Vater einige Zeit im Bergbau hätte arbeiten müssen. Das habe er mit seiner ruinierten Gesundheit nach den Aufenthalten in Nazi-Konzentrationslagern nicht mehr bewältigen können. Einer Schwester des Vaters war die Emigration nach Shanghai gelungen. Sie ließ sich später in Israel nieder. Eine andere Schwester lebte ebenfalls in Großbritannien. Alle anderen Mitglieder der Familie des Vaters, etwa 40 Personen, wurden in der Shoá ermordet. Der Großvater, ein im Ersten Weltkrieg hoch dekoriertes Deutscher Offizier, kam in Auschwitz um. Seitens der nichtjüdischen Familie der Mutter habe nur eine Tante geholfen, sonst niemand. Andere, meist einfache Leute hätten die Eltern unterstützt.

Als Eva Zawischa auf ihre Kindheitserinnerungen zu sprechen kommt, denkt sie an ein sehr liebevolles Elternhaus mit traditionell-liberaler Erziehung. Die Jüdische Gemeinde Erfurt sei damals zusätzlich so etwas wie eine Familie für sie gewesen. *„Die Gemeinde hat versucht, das zu ersetzen, was die Nazis in Deutschland vernichtet haben.“* Nur die Zwillingstöchter von Max Cars, ein nach dem Krieg geborener Sohn von ihm und die kleine Eva wären als Kinder in der Gemeinde gewesen. Mit ihren Eltern habe sie die Hohen Feiertage und den Shabbat begangen, die Religion wäre in den Alltag integriert gewesen. Die Erziehung zur Toleranz und zur Achtung des Anderen als gelebten Wert

haben die Eltern der jungen Eva mit gegeben. Schwer sei es für die Erwachsenen gewesen, die die Shoá überlebt hatten: *„In der DDR haben sie keinerlei psychologische Betreuung bekommen. Die Menschen haben wahrscheinlich diese 50 Jahre gebraucht, um über die Vergangenheit sprechen zu können: die Täter und die Opfer.“* In der DDR sei es zudem so gewesen, dass selbst der Widerstandskämpfer „nur“ als Widerstandskämpfer, nicht als jüdische Widerstandskämpfer gedacht wurde. Hier nennt Eva Zawischa die Gruppe Herbert Baums. Einen Rabbiner habe die Gemeinde nicht gehabt: *„Das war nicht gewollt staatlicherseits.“* Wer es konnte, durfte einen G'ttesdienst leiten damals. Das religiöse Leben in der Gemeinde sei in jener Zeit mehr vom Ostjudentum geprägt gewesen.

Zwischen den Jüdischen Gemeinden in der DDR habe es einen Austausch gegeben: Berlin, Leipzig, Dresden, Halle, Magdeburg, Erfurt werden genannt. Bis 1951 habe es Gemeinden in Mühlhausen und Eisenach gegeben, bis 1948 in Jena, bis 1952 in Gera. Lapidar kommentiert Eva Zawischa die Beziehung der staatlichen Organe zur Jüdischen Gemeinde: *„Bis 1988 holte man die drei Juden zu passenden Gelegenheiten aus der Schublade. Das war's dann aber auch. Geändert hat sich das erst Ende 1988, als Honecker in die USA wollte.“* Da wurde dann DDR-weit des Reichspogroms 1938 gedacht; es gab eine große Veranstaltung in Ostberlin; die Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinden erhielten hohe staatliche Orden.

Nach der Wende 1989 seien dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde, Raphael Scharf-Katz, Dokumente zugespielt worden, die das wahre Gesicht der DDR-Oberen enthüllten: auch für Juden war das Internierungslager vorgesehen!

Ein neues Kapitel der Jüdischen Landesgemeinde wurde durch die Zuwanderung von

Juden aus der ehemaligen Sowjetunion aufgeschlagen. Eva Zawischa erinnert sich, dass sie damals die „Neuen“ mit Euphorie erwartet habe. Davon allerdings ist im alltäglichen Zusammenleben nicht viel übrig geblieben. Zu schwierig und problematisch und wohl auch zu verschieden sind die Lebenswege, die Erwartungen, die Mentalitäten, um in vergleichsweise kurzer Zeit zu einer Harmonie führen zu können. Hier tut sich also für die Jüdische Gemeinde ein weites Feld an Arbeit auf. Besonders schwierig in diesem Prozess ist der Umstand, dass Religion in der Sowjetunion, besonders auch die jüdische, unterdrückt war. Die Areligiosität sei eines der größeren Hindernisse des Zusammenlebens: *„Wir sind aber eine Religionsgemeinschaft, kein Samowarverein.“* Dass Eva Zawischa sich mit ihrer klar artikulierten Position zu solchen Fragen nicht nur Freunde macht, liegt auf der Hand.

Evas Sohn Alexander ist jüdisch erzogen. Befragt man Eva Zawischa nach ihren Gedanken hinsichtlich der Erziehung der jungen Menschen generell, dann ist es ihr wichtig zu betonen, dass man den Juden gewissermaßen ein Gesicht geben müsse, dann wäre Verständnis füreinander möglich.

Als ein Lebensmotto für Menschen jeden Alters, das Gültigkeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hat, nennt sie: *„Die Menschen mögen sich ein Urteil erst dann bilden, wenn sie sich vorstellen, sie wären selbst betroffen, wären in der Position des Beurteilten.“* Das ist ihr sehr wichtig zu betonen, besonders auch dann, wenn hier im Land über Israel diskutiert wird.

Die Jungen hätten selbstredend keine Schuld an dem Verbrechen der Shoá, aber sie müssten ihre Geschichte kennen, sie annehmen. *„Nötig ist Wissen über die Vergangenheit, gepaart mit Offenheit und Toleranz. Die Dummheit hingegen geht immer mit Angst einher: Wird es wirtschaftlich schlechter, müssen wieder die Minderheiten herhalten!“*

Briefe als Quellen und Zeitzeugnisse

VON SIEGFRIED WOLF

Siegfried Wolf wurde 1939 im Saarland geboren; Professor; Historiker, Germanist, Geschichtsdidaktiker, Publizist; lebt in Glindow bei Potsdam; 1991 bis 2003 Initiator und Leiter der Forschungsgruppe „Geschichte der Juden im nationalsozialistischen Thüringen“ am Europäischen Kulturzentrum in Erfurt

Es liegt auf der Hand, dass jüdische Geschichte und jüdische Schicksale in ihrer Gänze in keiner Briefsammlung der Welt zu erfassen sind. Gleichwohl vermittelt die hier vorgestellte eher knappe Auswahl der Briefe von Überlebenden der Shoá einen exemplarischen, lebensweltlichen Einblick in die Geschichte konkreter Zeitzeugen. Als Quelle haben autobiographische Mitteilungen - hier in Briefen dargelegt - einen doppelten, ja einen widersprüchlichen Charakter: Sie sind authentisch und reflexiv zugleich. Oder, wenn man so will, berichtet der Zeitzeuge über seine individuellen und ganz einmaligen Erlebnisse. Gleichzeitig beobachtet er sich dabei gleichsam „von außen“, mit den Augen eines Zeitgenossen und mit den Augen eines Lesers. Das sind zwei völlig unterschiedliche Rezeptionsebenen. Authentisch sind autobiographische Mitteilungen in hohem Maß; es sei denn, der Autor legt bewusst falsche Fährten.

Die hier vorgestellten Briefe, die die Forschungsgruppe „Geschichte der Juden im nationalsozialistischen Thüringen 1933-1945“ in einer Dekade erreichten, sind ein Auszug: ein Auszug aus der kollektiven, beispiellosen und nahezu unfassbaren Gedächtnisgeschichte jener Generation, nach der es keine persönlichen Erinnerung an die Shoá mehr gibt. Insofern stellen die Briefe geradezu eine Kostbarkeit dar, die es für alle Zeiten zu bewahren gilt!

Nun denken Kinder und junge Menschen nicht in „Ewigkeiten“. Dennoch dürften auch sie

verstehen, dass die Lektüre dieser Briefe sie quasi zu „Mitwissern“ der persönlichen Schicksale der Shoá-Generation macht. Dieses Wissen vermögen sie, gegebenenfalls, über den Tod des jeweiligen Schreibers hinaus, in die nächste Generation zu tragen. Zugleich ist dieses Wissen um die tragischen Schicksale der Zeitzeugen auch von ethischer Bedeutung.

Auch didaktisch sind diese Briefe von hohem Wert. Abstrakte Begriffe der Shoá werden in den konkreten Ereignissen, Lebenswegen und Gedanken sehr realer Zeitzeugen konkret. In manchem Fall konnten Thüringer Schüler auch solche Briefschreiber/Zeitzeugen persönlich oder per Korrespondenz kennen lernen.

Mit der schriftlichen Niederlegung des Erlebten und des Erinnernten erfolgt auch eine individuelle Verarbeitung im Sinn der Auswahl von Fakten, ihrer Gewichtung und Bewertung. Das geschieht häufig unbewusst. Es ist jedoch insofern prägend, dass sich manchmal die „Protokolle“ desselben historischen Ereignisses in der Wiedergabe unterschiedlicher Zeitzeugen gravierend unterscheiden können. Insofern ist ein Zeitzeugnis nicht die spiegelgleiche Rekonstruktion eines historischen Ereignisses. Und selbst die Summe aller persönlichen Erinnerungen ergäbe noch keine geschichtswissenschaftliche Aussage. Eine solche bedürfte der theoretischen Strukturierung des Erinnernten, des Vergleichens und der Verallgemeinerung ebenfalls auf einer theoretischen Ebene.

Zugleich sollte bei der Lektüre der vorgestellten Briefe bedacht werden, dass die berichteten und kommentierten Ereignisse Jahrzehnte, ja buchstäblich ein Menschenleben zurückliegen. Es ist in der Natur des Gedächtnisses begründet, dass manche Fakten und Namen in Vergessenheit geraten sind. Die Erinnerungsschärfe nimmt ab. Andererseits werden in den Briefen frühe Erlebnisse berichtet, die mit

der physischen Existenz ganz unmittelbar verbunden waren, die sich in das Gedächtnis unauslöschlich eingegraben haben dürften.

Zu berücksichtigen ist ferner, dass auch Erinnerungen einer Transformation unterworfen sind: Unbewusst werden beispielsweise Deutungen aus dem jeweiligen Umfeld in die erin-

nernde Erzählung aufgenommen. Das kann im Extremfall dazu führen, dass der Zeitzeuge nicht mehr genau zu unterscheiden vermag zwischen dem, was er erinnert und dem, was er erlebt hat.

Im Folgenden sollen auch Texte zweier nicht-jüdischer Zeitzeugen vorgestellt werden. Hier

im Memoriam

Ruth Kugelmass

In der vordersten Bankreihe sass sie vor mir, die Greta hindurch und wohl auch noch eine Reihe von Monaten in der Quinta. 11 oder 12 Jahre muss sie damals gewesen sein, dieses Kind mit dem seltsamen Namen, das mir viel gesagt hat, vielleicht auch nicht zu sagen wusste, das mich mit seinen grossen schwarzen Augen immer so verbräunert aufgesehen hatte, das mich eines Tages aber nicht in seiner Bankreihe, sondern mit vollgepacktem Ranzen auf der Türschwelle erwartete, weil es ihr in Zukunft als Jidin verboten war, an dem neu eingeführten nationalpolitischen Unterricht teilzunehmen.

Dann kam der Tag, von dem an

Brief der früheren Erfurter Lehrerin Eva Pohle über ihre ehemalige jüdische Schülerin Ruth Kugelmass an Professor Siegfried Wolf.

handelt es sich um eher seltene Zeugnisse davon, wie junge Leute in jenen Jahren das „Verschwinden“ der Juden erlebt haben. Besonders anrührend und relevant sind hier die selbstquälerischen Auskünfte der hoch betagten ehemaligen Lehrerin am Erfurter Luisen-Gymnasium: Eva Pohle reflektiert über ihre jüdische Schülerin Ruth Kugelmass, deren Leben in Auschwitz endete...

Die Briefquellen sind originalgetreu wiederge-

geben. Es wurde hier sowohl auf orthographische Korrekturen als auch auf eine - wie auch immer geartete - didaktische Aufbereitung verzichtet. Somit wird es in hohem Maß dem jeweiligen Pädagogen überlassen, wie er die Briefquelle in den Unterricht einbringt. Bei der angeleiteten Textarbeit sollte allerdings in Rechnung gestellt werden, dass die jüdischen Briefschreiber mitunter jahrzehntelang ihre Muttersprache weder gesprochen noch geschrieben haben.

„Denn ich bin voll von Worten, weil mich der Geist in meinem Inneren bedrängt“

Hiob 32, Vers 18

In memoriam Ruth Kugelmass

Oldenburg, d. 19. 8. 1995

Sehr geehrter Herr Professor!
Eben finde ich beim Durchblättern der Januar-Nummer vom „Aufbau“ [1934 in New York gegründete deutsch-sprachige Wochenzeitung; ab 1939 wichtigste Lektüre deutschsprachiger Juden weltweit; JR] Ihre Anschrift mit der Aufforderung um Beiträge für Ihr Archiv. So übersende ich Ihnen eine unvollkommene Zusammenstellung: „in memoriam Ruth Kugelmass“. Diese damals 11/12-Jährige war meine Schülerin in der Sexta [die erste Klassenstufe auf dem Gymnasium, JR] und Quinta [die fünfte Klasse in höheren Schulen, JR] der Königin-Luise Schule in Erfurt. Sie hat mich durch mein inzwischen 90-jähriges Leben begleitet, und ich bin dankbar, dass ich sie nun an Sie weitergeben kann. [...] Für Ihren wichtigen Dienst alle guten Wünsche!
Eva Pohle

in memoriam Ruth Kugelmass

In der vordersten Bankreihe sass sie vor mir, die Sexta hindurch und wohl auch noch eine Reihe von Monaten in der Quinta. 11 oder 12 Jahre muss sie damals gewesen sein, dieses Kind mit dem seltsamen Namen, das nie viel gesagt hat, vielleicht auch nicht zu sagen wusste, das mich mit seinen großen schwarzen Augen immer so vertrauensvoll angesehen hatte, das mich eines Tages aber nicht in seiner Bankreihe, sondern mit vollgepacktem Ranzen auf der Türschwelle erwartet hatte, weil es ihr in Zukunft als Jüdin verboten war, an dem neu eingeführten nationalpolitischen Unterricht teilzunehmen. Dann kam der Tag, von dem an ihr Platz leer blieb: laut Anordnung der NSDAP war jüdischen Kindern ab sofort der Schulbesuch verboten.

War es noch Sommer, war es schon Frühherbst 1934? Als Lehrerkollegium hatten wir diese Anordnung zur Kenntnis zu nehmen und taten das - ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir viel darüber gesprochen hätten - nein, wir liessen es einfach geschehen wie so vieles andere auch. Warum bin ich selber eigentlich nicht auf den Gedanken gekommen, dies Kind mit den vertrauensvollen Augen zu besuchen, wenigstens nach ihm zu fragen?? Ich wusste nicht einmal, wo die Familie wohnte, was der Vater von Beruf war, ob es noch Geschwister gab... Auch die anderen Kinder haben nicht nach dem Verbleib ihrer Klassenkameradin gefragt - dies Kind mit dem seltsamen Namen war eben einfach nicht mehr da. Das, was von ihm geblieben ist, ist nur ein Foto, auf irgend einer Klassenfahrt aufgenommen; schon steht sie ganz am Rande und doch noch ganz dazugehörig - ahnt sie, was kommen wird? Erst 38 Jahre später bin ich auf Spurensuche gegangen:

im Oktober 1972 habe ich in Jad Vashem - in Jerusalems Gedenkstätte - damit angefangen. Es war so dunkel in diesem lichtlosen Raum des Gedenkens, dass ich erst im letzten Augenblick den Wächter erkannte - er führte mich in einen ebenso dunklen [...] -Raum, der bis an die Decke mit schwarzen Leitz-Ordern gefüllt war, Wand an Wand. In der kurzen Zeit, die für den einzelnen Besucher zur Verfügung stand, war es nicht möglich, sich so schnell zurechtzufinden, zumal wenn die Erinnerung stimmt - der Name Kugelmass 12 verschiedene Leitzordner füllte. Aber ich bekam die Adresse eines in Arolsen ansässigen internationalen Suchdienstes ausgehändigt mit der Weisung, mich dorthin zu wenden. Auf meine Anfrage vom 1. 11. 1972 bekam ich endlich am 16. 3. 1973 folgende Antwort:

„Eine Ruth Kugelmass, * 16. 7. 1922 in Kassel, Rel. Jüdisch, Beruf Schneiderin, letztbekannter Wohnort Amsterdam 119 Stadium Wegg, wurde am 30. 9. 1942 vom Sammellager Drancy/Frankreich nach Auschwitz überstellt.“

Dann kam der Tag, an dem ich selber im Auschwitzer Büro stehen konnte. Ja, im dortigen Sekretariat fand sich die Eintragung, dass Ruth Kugelmass zusammen mit ihren Eltern mit dem in Drancy zusammengestellten Transport in Auschwitz eingeliefert sei. Nur ihr Eingang ist in den Auschwitzer Akten vermeldet, nicht ihr Abgang die Sekretärin liess mich im Gespräch erkennen, wie das zu verstehen sei: die Akten seien sorgfältig geführt worden, wenn die Eintragung eines Abgangs fehle, heisse das: Vergasung. Das, was bleibt, ist die Erinnerung an diesen

Vertrauensvorschuss eines Kindes, dem ein solcher Leidensweg bevorstand, ist das Wissen um meine, um unser aller Schuld.

Ruth Kugelmass: Sie wurde am 3. Oktober 1942 in Auschwitz für tot erklärt. Die Eltern waren Julius Kugelmass (Kaufmann und Geschäftsführer) und Klara Kugelmass geborene Leimsieder. Ruth hatte einen Bruder - Siegbert, der 1921 in Kassel geboren worden war. Seit dem 25. Januar 1925 wohnte die Familie Kugelmass in Erfurt, von wo sie sich am 4. Oktober 1937 polizeilich abmeldete und nach Holland auswanderte. Mit dem Konvoi Nr. 39 aus dem Sammellager Drancy wurden Ruth und ihre Eltern am 30. September 1942 nach Auschwitz geschafft, in den Tod. Der Bruder konnte rechtzeitig nach Palästina auswandern.

Wenn Sie etwas von Inge Weinmann wissen

Flushing, N. Y, 2. November 1995

Sehr geehrter Herr Professor,

Vor mehreren Monaten erfuhr ich durch „Aufbau“ und dem Holocaust Museum in Washington dass Sie und eine Gruppe an der Geschichte Thüringer Juden während der NS Zeit arbeiten.

Ich wurde 1930 in Geisa geboren und kam 1940 mit meinen Eltern nach USA. Seit Jahren arbeite ich an dem Stammbaum meiner Familie (die 8 Seiten meiner Urgrosseltern) und bin im Besitz von Material von ueber 2.400 Personen - viele davon natuerlich von dem 20. Jahrhundert.

Meine Mutter's Familie ist Kahn, Rosenthal, Bachmann und Schloss von Simmershausen und Gleicherwiesen. Mein Vater stammt aus Mühlfeld bei Mellrichstadt (Unterfranken) aber mehrere Familienzweige waren in Berkach, Themas, etc.

Wenn Sie daran Interesse haben, bitte lassen Sie mich wissen in welcher Form Sie die Informationen haben moechten - - oder besser noch - - schicken Sie Fragebogen.

Wenn es Korrespondenz benötigt, darf ich auf

Englisch schreiben, da wie Sie sicherlich schon bemerkt haben, da mein Deutsch nicht besonders gut ist?

Wenn Sie etwas von dem Schicksahl einer kleinen Freundin und Familie wissen - - wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Sie ist: Inge Weinmann geb. 29. September 1937 in Bad Salzungen wo sie mit ihren Eltern wohnte. Diese waren: Benno Weinmann geb. in Erlangen und Bella Hofmann/Hoffmann geb. in Barchfeld. Ich habe gehört dass die Familie nach Belzec abtransportiert wurde aber dass ist sehr unbestimmt.

Ich würde gern von Ihnen hören.

Mit freundlichen Grüssen,
Senta K. Simon (geb. Katz)

Inge Weinmann: Sie wurde am 29. September 1937 in Bad Salzungen geboren. Zusammen mit ihren Eltern (der Vater war ein in Erlangen geborener Kaufmann) wurde Inge am 10. Mai 1942 in das Ghetto Belzyce bei Lublin deportiert, wo sie am 12. Mai ankamen. Die Familie gilt als „verschollen“ was gleichbedeutend mit „ermordet“ gesetzt werden muss.

Wo jeder Schlüssel ein anderes Schloss aufschließt

Lieber Freund,

Vielen Dank fuer Deinen Brief vom 14. 1. 1992, der sozusagen der beruehmte „Handschuh“ ist, den Du mir da als Herausforderung in alter Rittersprache hingereicht hast. Du hast sicher gemerkt, dass meine Briefe an Dich seit langem keine Bemerkungen ueber Politik enthalten haben - jedenfalls „fast“ nie, solange ich nicht zu boese war.

Du hast keine Schuld dran und kannst nichts aendern. Ich habe als Jude aus Israel vielleicht hier oder da etwas Schuld und versuche zu aendern wo ich kann (!), aber die Welt verlangt von uns zu viel, denn sie misst uns und andere Voelker in der Welt mit ungleichen Massen. Auch wenn Du weißt wer Shamir ist, seine biographischen Notizen sind nicht die Antwort auf die Frage „Was tut sich bei Euch“, denn das ist alles fuerchterlich komplex. Deine Frage ist ein Schloss mit vielen Schloessern, wo jeder Schluessel ein anderes Schloss aufschliesst und man gar kein Ende sieht, denn die Schluessel sind nicht nur in unseren Haenden und nicht nur in den Haenden der arabischen Voelker, sondern auch der Mitgliedstaaten der UNO, der Voelker der Europaeischen Gemeinschaft, der zerbrochenen Staatenstuecke von Ost-Europa, etc. etc. Jeder von Ihnen hat ein mehr oder weniger grosses Stueckchen in diesem interessanten Puzzlespiel und spielt!

Um die Sache noch schwieriger zu machen, kommt unsere typische juedische Krankheit hinzu, die von Optimisten „Pluralismus“ genannt wird, von Pessimisten „Parteizerissenheit“, die mich verrueckt macht. (Sie hat schon vor Zerstoerung des zweiten Tempels existiert). Uebrigens soll zwischen uns klar sein, dass Du jedes meiner Worte oder Fakten nachkontrollieren kannst!

Nein, keine Angst, ich nehme Dich nicht 2000 Jahre in die Geschichte zurueck, aber wenn man annaeherd verstehen will, warum sieht es bei uns so aus, wie es aussieht, - musst Du mir 70 (!) Jahre folgen. Das ist nicht so schlimm.

Die 1920 Jahre davor erwaehne ich nur sprunghaft und es ist sehr schwer, dabei den Kopf klar

zu halten, in dieser lausigen Welt. Grab hier bischen in der Roemischen Geschichte, grab dort ein bischen in den Kreuzfahrerzeiten, grab hier ein bischen in der Geschichte der spanischen Inquisition oder dort zwischen 1933-1945. Du wirst immer Unruhe fuer die Juden finden, Verfolgung, Progrome. [Gemeint sind „Pogrome“: aus dem Russischen kommender Begriff („Verwüstung), der gewalttätige Übergriffe gegen Minderheiten bezeichnet.JR] So sind wir „holter dipolter“ durch die Geschichte gerollt (- worden) bis 1992. Wir leben heute mit 2 PHOBIA [gemeint sind „Phobien“, „krankhafte Änste“,JR] auf unseren Schultern, die aus diesen Jahren her stammen. Die erste Phobia stammt vom Schicksal des Restes der Aufstaendischen von Mezada am Toten Meer (lies die Geschichte, wenn Du sie nicht kennst)[72 nach Christus Massenselbstmord der 960 juedischen Verteidiger der Bergfestung Massada, die zwei Jahre lang 15.000 Mann der 10. Legion des römischen Gouverneurs Flavius Silva widerstanden hatten und nun den kollektiven Freitod der Versklavung unter den Römern vorzogen; JR], und die zweite Phobia stammt vom Holocaust und dem Schicksal derer, die darin umkamen. Aus beiden Ereignissen haben wir als Juden die Konsequenz gezogen: „Niemals wieder!“. Das ist der Hauptgrund, die Basis der zionistischen Bewegung und es bewies die Richtigkeit, als die ersten juedischen Fluechtlinge aus Zarist-Russia Anfang des 20. Jahrhunderts nach PALESTINA stroemten, dann der naechste Strom als Folge der Progrome [Pogrome, JR] in Ost-Europa nach Ende des Ersten Weltkrieges und die ersten Gruppen von juedischen Fluechtlinge aus Hitlers Europa in immer groesseren Wellen zwischen 1933-45 -, und zum Schluss bis 1948 die Ueberlebenden Juden in den D.P.Lagern Europas [Displaced Persons - verschleppte Menschen; ab Mai 1945, nach Kriegsende, wurden in Lagern nun befreite Kriegsgefangene und ehemalige KZ-Insassen einquartiert, die entweder völlig heimat- und bindungslos geworden waren - beispielsweise durch die Ermordung aller Angehörigen - , die für jeglichen Transport in die Heimatländer zu schwach waren, die keine Heimat mehr hatten; JR] oder die fliehenden juedischen Gemeinden aus Nord-Afrikanischen Laendern wie Marokko, Ly-

bien, Aegypten, Yemen, etc. - Resultat? Zusammenstoss der Rechte von zwei Voelkern - der Juden und der arabischen Bevoelkerung am Platz. Beide hatten Rechte.

Die Welt nach dem Weltkrieg suchte nach einer Loesung. - Committee nach Committee kam, - und schliesslich entschied die Welt unter Einfluss des schlechten Gewissens der Voelker als Folge des von ihnen stillschweigend zugelassenen und unverhinderten Holocaust: Lasst uns von den Juden den groesseren Teil ihres „zu viel versprochenen Landes“ als „Arabischen Staat“ erklaren und den Rest weniger als die Haelfte und ohne Jerusalem - für den „Juedischen Staat“, wobei Jerusalem internationales Gebiet wird. Resultat? Gesagt, getan und wir waren einverstanden. Resultat? Arabische Invasion 1948 von vier Seiten. Resultat? Waffenstillstandsgrenzen. Ein paar ruhige Jahre des Aufbaus und Integration von hunderttausenden von Neueinwanderer und Fluechtlingsen von 1948-1967, - und wieder Krieg. 6 Tage Krieg! Wir hatten Glueck. Wir fanden uns voll mit Gebieten, die wir nicht brauchten und mit Menschen, die wir nicht wollten. Wir sagten „Kommt, lasst uns Frieden machen.“ Die Arabischen Staaten sagten: „Wir wollen Euch nicht sehen und nicht hoeren.“ (1968) Ein Jammer! Damals wollten die Meisten von uns weder die Siedlungen noch die Siedler.

Wir haben im Falle Aegyptens bewiesen, dass wir fuer Frieden, Gebiet zurueckgeben, aber die Welt hat ein kurzes Gedaechnis. Wir wollen in Frieden leben ohne Bedrohung von unseren Nachbarn. Wir haben waehrend des Golfkrieges [gemeint ist der so genannte Zweite Golfkrieg im Januar, Februar 1991; JR] bewiesen, dass wir „ruhig“ bleiben koennen und die ganze Welt hat uns auf die Schultern geklopft, aber hat jetzt laengst alles vergessen und kommt mit allen moeglichen Foerderungen [gemeint sind „Foerderungen“, JR].

Die Majoritaet hier im Lande ist immer noch fuer „Gebiete fuer Frieden wie bei Sadat“. [gemeint ist Anwar al-Sadat (1918-1981); seit 1970 Präsident Ägyptens; 1978 Friedensvertrag mit Israel; Träger des Friedensnobelpreises 1978, zusammen mit dem Israelischen Ministerpräsidenten Menachem

Begin (Chef des Likud); am 6. Oktober 1981 von einem islamischen Fundamentalisten ermordet; JR] Wie lange die Majoritaet noch so denken wird weiss ich nicht. Ich werde 79 im Juli!

Wie Du weißt, ist Sadam Hussein noch immer an der Macht, aber Ost-Europa zerbroeckelt. Wir haben inzwischen von dort ueber 400.000 Fluechtlinge aufgenommen, - auch waehrend des Golfkrieges. Dafuer existieren wir, - dafuer sind wir da. NIE WIEDER darf ein Jude ohne Zufluchtsort sein. Frieden? Natuerlich - aber fuer das Recht zur Existenz! Austausch von Land und Korrektur von Grenzen? Nicht ohne Garantie zur Existenzberechtigung. Wie hat Luther auf dem Reichstag zu Worms gesagt? „Hier stehe ich, - ich kann nicht anders, - Gott helfe mir, Amen!“ Das hat Sadat auch gesagt und wie ist es ihm ergangen? Wer garantiert uns Juden unsere Existenz? Nur wir selbst. Haben die Amerikaner den Kurden und Shiiten im Iraq garantiert? Die Russen den Voelkern in ihrem zerbrochenen Staat? Die Europaer des Westens den Nationen des Ostens? Die Fundamentalisten in Persien und Lybien und Algerien den Andersdenkenden? Wenn wir nicht fuer uns einstehen, wer wird es tun in dieser lausigen Welt? So ist es schon 2000 Jahre!

Ich konnte Dir nur etwas auf einer Messerspitze „servieren“ an Fakten. Was werden wird? Wer kann im Lande der Propheten ein „Prophet“ sein, - aber vielleicht kann Dir das oder jenes das Bild verstaendlicher machen.

Alles Gute und schreib!

MARTIN

[Martin Hauser wurde 1913 in Berlin geboren, wanderte 1929 nach Palästina aus. Als aktiver Zionist kämpfte er in den Reihen der britischen Armee in Nordafrika. Als erster Jude in der Uniform der Befreier kam er 1945 in das Konzentrationslager Dachau. Er war einer der Initiatoren der jüdischen Nachkriegsauswanderung nach Palästina/Israel und langjähriger Resident der Deutsch-Israelischen Jugendbeziehungen. Martin Hauser ist die Entstehung des Forschungsprojektes „Juden in Thüringen im nationalsozialistischen Deutschland“ wesentlich mit zu danken. JR]

Gehen wir zurück zu den Wurzeln

Basel, 20. 06. 1996

Sehr geehrter Herr Wolf

Nun habe ich doch wieder etwas Luft auf meinem Schreibtisch um mich für Ihren Brief und dem 1. Band „Juden in Thüringen“ ganz herzliche zu bedanken. [...] Sobald der 2. Teil des Biographischen Lexikons erscheint, würde ich mich sehr freuen, diesen auch zu bekommen.

Sie schreiben es ganz richtig, ich bin zwar Jahrgang 1940, aber seit ich mich zurückerinnern kann, ein „Rebell“ in Sachen Religion. Mich interessierte schon sehr früh, der jüd. Friedhof auf der Strasse zum Kyffhäuser, welcher auf der rechten Seite etwas von der Strasse lag, die Inschriften begeisterten mich und erfand die schönsten Namen für die Toten; auf Fragen gab es damals keine Antwort. Auch erinnere ich mich sehr gut an ein Verbot, nicht zum Bahnhof gehen zu dürfen, da ein Transport mit Tieren durchfahren würde. Verbote sind doch für Kinder die grösste Herausforderung, so schlich ich mich durch den Schlosspark zum Bahnhof, der „Tiertransport“ war zu meinem Schrecken keiner, es waren vernagelte Güterzüge und noch heute höre ich das Wimmern der Menschen, die dort eingesperrt waren. Das Erlebte erzählte ich meiner Mutter und ich bekam eine Tracht Prügel, die zwar sehr weh tat, aber ich war schon als kleines Kind eine Verbündete mit G'tt, so erzählte ich Ihm abends im Bett das Erlebte. Seit Jahren bin ich überzeugt, dass diese Menschen in ein KZ gekommen sind, der Zug stand in Fahrtrichtung Sondershausen, von Nordhausen und diesem KZ Dora wusste ich ja noch nichts.

Auch recherchierte [gemeint ist „recherchierte“, JR] ich die Zeit bis zu meiner Geburt im September 1940, da hatte mein „Vater“ keinen Fronturlaub über Weihnachten 1939, also stimmt auch sein Verhältnis seit 1947 was stets ablehnend war in das ganze Bild. Er war nach

meinem ersten Israel Besuch sehr böse, aber was wollen wir da sagen. Zwischenzeitlich bin ich sehr bekannt in Israel, speziell in Jerusalem durch den KKL Jüdischer National Fonds und man denkt mit keinem Gedanken daran, ob ich wohl Christin bin oder gar Deutsche. Obwohl ich nie meine Heimat Thüringen verleugnet habe, schloss ich eine Freundschaft mit Herrn Dov Shilanski aus der Knesset.

Gehen wir zurück zu den Wurzeln, so war doch Jesus, der von unserer Kirche verehrt wird, der „erste Grüne“, er wollte uns doch den Weg zeigen ohne Spiel, Handel und Hass im Tempel. Aber wie ist es mit unbequemen Menschen, man bringt sie auf die Seite. Ist doch die alte Religion, sofern man nach ihr lebt und wirkt zwar etwas kompliziert, aber sie birgt den Zusammenhalt in der Familie und Gesellschaft. Was wissen denn die heutigen kleinen „Nazis“ vom jüd. Glauben? Nichts, reine gar nichts, sie behaupten Sachen, welche sie vom Vater oder Grossvater gehört haben. Hinzu kommt doch noch der Neid, da unsere jüd. Nachbarn sehr intelligent und vor allem belesen sind.

Was erlebte doch Deutschland einst für eine Blüte in der Kultur, Bücher und Musik die heute noch leben. Erfindungen, die vielen Menschen schon das Leben gerettet haben, aber auch durch die A-Bombe den Tod. [...] Sollte in der nächsten Zeit ein Treffen mit Sondershäuser bzw. Frankenhäuser jüd. Mitbewohnern stattfinden, würde ich sehr gerne kommen.

Ich wünsche Ihnen für Ihre weitere Arbeit zur Aufdeckung der wohl dunkelsten Zeit viel Erfolg und würde mich sehr freuen, Sie persönlich kennen zu lernen.

Mit freundlichen Grüssen

Helga Maurer

[Helga Maurer ist keine Jüdin. Sie hat aus persönlichem Interesse mit der Forschungsgruppe Kontakt aufgenommen.]

„Ich litt immer darunter, nicht studieren zu dürfen“

Ohne Datum

Sehr geehrter Herr Prof. Dr. Wolf!

Ich las mit grossem Interesse Ihren Artikel in den Israel Nachrichten [Deutschsprachige Tageszeitung in Israel; JR] v. 28. 4. d. J. Obwohl ich nicht aus Thüringen stamme, sondern gebürtiger Berliner bin, Jahrgang 1914, hat es mich sehr gefreut zu lesen, wie Sie sich um das Andenken der Juden in Deutschland bemühen. Ich habe das 1000jährige Reich - noch einigermaßen gut überstanden. Meine Eltern waren sehr angesehene und wohlhabende Kaufleute in Berlin-Spandau. Meine Kindheit war „vergoldet“. Umso mehr traf mich der Umbruch des Hitler Regimes. Im März 1933 fuhren meine Eltern mit mir zu Verwandten in die Stadt, um zu beraten, was man machen könnte um sich vor dem neuen Regime zu schützen. Auf dem Heimweg ca. 11.30 standen wir neben dem Tramführer [gemeint ist der Straßenbahnfahrer, JR], weil wir nicht wollten, dass man sagen sollte, dass die Juden sitzen und die Deutschen stehen müssten. An einer Station stiegen 5 S.A. Männer in voller Kriegsbemalung ein, lachten laut und sangen. Plötzlich zeigte einer auf uns u. sagte: „Da stehen ja Juden.“ Einer kam auf uns zu, spuckte mir ins Gesicht und schlug auf mich ein, Backpfeifen links rechts etc. Auf der 1. Station stiegen wir aus und sprachen kein Wort. Als Vater die Haustür aufschloss sagte ich ihm: „Ich bleibe nicht hier.“ Nach wenigen Wochen fuhr ich nach Belgien, wo ich 2 Jahre blieb, ging dann nach Italien in ein Vorbereitungslager für Palästina und kam 1936 hier an, wo ich in einen Kibbuz ging. Dort blieb ich ca 10 Jahre, lernte meine Frau kennen und wir heirateten. Nachdem unsere Tochter geboren war, verliessen wir den Kibbuz und gingen zu meinen Eltern nach [...unleserlich; Ort in Israel; JR] sie waren am 1. Januar 1937 unter abenteuerlichen Bedingun-

gen hier angekommen. Mein Vater ging als Schwarzarbeiter in eine Fabrik arbeiten, meine Mutter als Putzfrau u. Köchin zu einer Familie. Vergessen war der Reichtum und soziale Stellung in Deutschland. Es gab nur einen Gedanken, nicht die Arbeit zu verlieren. Nachdem wir den Kibbuz verlassen hatten, arbeitete ich in verschiedenen Geschäften für Hungerlohn, denn es war sehr schwer Arbeit zu finden. Überall erwarb ich mir einen guten Namen und bekam nach kurzer Zeit die Kasse; wenn aber Ultimo kam und über Gehalt gesprochen wurde, war ich immer der ungelernete Arbeiter, der ja nichts gelernt hatte. Ich litt immer bis heute darunter, dass ich nicht studieren konnte. Ich wollte immer Augenarzt werden, mein Bruder war Arzt, wie auch die meisten meiner Cousins und jetzt war ich der ungelernete Arbeiter. Wir haben 3 sehr gelungene Kinder alle Akademiker. Ich kann mich nicht von der Enttäuschung frei machen, keinen akad. Beruf und Titel zu haben, dabei habe ich jeden Grund zufrieden zu sein, dass mir das Ärgste erspart blieb. Meine Frau stammt aus Trier. Sie besass einen polnischen Pass. Als alle poln. Bürger nach Polen ausgewiesen wurden (1938) war sie in einem Vorbereitungslager neben Berlin und wurde mit vielen Kameraden in ein Lager an der Grenze in Polen ausgewiesen. Am 3. Tag dort kam ein Freund u. sagte ihr: Ich habe ein Mädchen gesehen, dass aussieht wie Du. Sie bat sie mitzunehmen und sie ihr zu zeigen. In der Nebenbaracke fand sie ihren Vater und Schwester. Ihr Vater kam in Maidanek ins Gas, die Schwester bekam ein permet [gemeint ist wahrscheinlich „Permit“ - Permission (lat.) heißt „Erlaubnis“; JR] nach London und konnte von dort ihre Mutter als „Dienstmädchen“ anfordern. Sie starb in London 1942 z. Z. des Blitzes [gemeint sind wahrscheinlich die schweren deutschen Bombenangriffe auf London; JR] zur selben Zeit, wie ihr Vater im K.Z. Es gibt wenig Menschen, die so schwer und viel

gearbeitet und gehungert haben wie ich. Nun im Alter haben wir von der Sozial Rente aus Deutschland. Grosse Sprünge können wir nicht machen, aber G. sei Dank haben wir was wir brauchen. Nachdem ich ihren Artikel gelesen hatte, dachte ich, es wird Sie vielleicht interessieren ein Einzelschicksal eines einfachen Men-

schen kennenzulernen, und mir tat es wohl, mich mal auszusprechen. Ich korrespondiere mit einigen Familien in Deutschland, die ich durch Anzeigen in der hiesigen Zeitung kennengelernt habe.

Mit besten Grüssen verbleibe ich Ihr
Meir Efrati

57 Jahre auf die Erbschaft gewartet

Lake Worth, 10. Januar 1995

Sehr geehrter Herr Professor,
mit sehr grossem Interesse habe ich Ihren hervorragenden Artikel im Aufbau ueber das „Juedische Schicksal in Thueringen“ gelesen und wuensche ich Ihnen viel Erfolg.

Ich bin in Erfurt 1913 geboren, war die einzige Tochter von wunderbaren Eltern. Nach einer herrlichen Jugendzeit in Erfurt und in der Schweiz wo ich meine gute Schulbildung erhielt, war es mir moeglich in 1938 nach Amerika auszuwandern, leider war das fuer meine Eltern nicht moeglich.

Nach vielen schweren Jahren, d. h. nach 57 Jahren finde ich mich heute in einer unerklaerlichen Lage und waere ich Ihnen sehr dankbar um Ihre Hilfe und Vorschlaege!!

Am 15. August 1994 war ich 24 Stunden in Erfurt und verkaufte das Haus meiner Eltern notariell in Gegenwart meines Rechtsanwaltes. Das Geld ist in einer Bank seit August 1994 und jetzt verweigern sich die Behoerden in Erfurt das Geld freizugeben, oder warten diese darauf dass ich bald sterben werde??!! Mein Rechtsanwalt und ich habe keinerlei Erklaerung warum ich nachdem ich 57 Jahre auf meine Erbschaft gewartet habe, dass diese Buerokraten in meinem Wege stehen um mir das Geld auszuzahlen. Die Erfurter Behoerden haben alle noetigen Papiere, sogar vom Staatdepartment in Washington in deren Haenden.

Bitte entschuldigen Sie mein schlechtes Deutsch. Ich waere Ihnen sehr dankbar wenn ich von Ihnen hoeren wuerde. Mit freundlichen Gruessen und vielem Dank, verbleibe ich,
Ihre Edith Grant

An der Küste Palestinas gestrandet und gerettet

Jan.10.1995

Ref. Aufbau Artickel (Thüringen) AJN 1995

Ich, Karl F. Kormes, bin geborenen, am 22. April 1918 in Erfurt Krampfer Ufer #1. Ich besuchte die Leipziger Schuhle, Neuerbeschule, Hugel Schule und die Mittel Schule in der Schotten Strasse. Durch die Verarisierung verlor ich meine Position im Kaufhaus Römischen Kaiser und in einen Farbenunternehmen. 1938 verliess ich Erfurt, überlebte die Kristall Nacht in Frank-

furt am Main. Arbeitete in der Garten und Gemüsezuucht, auf dem Friedhof der Frankfurter Juedischen Gemeinde. Ich schloss mich an an einen illegalen Transport nach Palestina. In Wien kam es zu einer Stoppage [gemeint ist ein „Halt“; JR]. Auf einer Strasse in Wien, am Schwarzenberg Platz. Wurde ich aufgehalten und erkannt von dem aus Erfurt stammenden Hauptsturm Fuhrer der SS Rolf Günter (Molkerei Günter in der Johannes Strass) Günter war also ein Adjutant von Eichman. Eichman zu dieser Zeit ar-

rangierte die ersten Juden Transporte nach Osten. Günter liess mich gehen, warnte mich zu verschwinden. Ich wurde illegal und bin Underground gegangen. Mit falschen Papieren kam ich in die Slovakia, Pressburg. In einem Lager bewacht von der Hlinka Garde [gemeint ist die „Hlinka Garde“, eine nationale slowakische Miliz; sie wurde nach dem Führer der Christlichen Volkspartei Pater Hlinka benannt; unter deutschem Befehl wurde die Garde 1944 bei der Niederschlagung des Slowakischen Aufstandes eingesetzt; JR], der Name des Lagers war „Patronka“ es gelang mir wieder mich einer Gruppe für einen illegalen Transport nach Palestina anzuschliessen. Finanzielle Hilfe, wurde durch den amerikanischen joint gegütet [eine US-amerikanische jüdische Hilfsorganisation; JR]. Der Transport konnte Pressburg nicht verlassen, da die Donau zugefroren war. Wir sassen fest bis September 1939. Eischman hatte immer ein Auge an unseren Transport. Finanzielle Hilfe, began in Stücke zu fallen. Dann kam eines Tages der Befehl, alles einpacken [...], wir werden in ein Lager nach Osten verschoben. Der Zug stand bereit. Meine nur 3 Monat alte Tochter und meine Frau und ich erwarteten das Schlimmste. Dan kam der Befehl abwarten. America. Geld spielte eine Rolle. Eichman benutzte dies als eine Karte. Da waren zu dieser Zeit Deutsche Bauern in Rumanien die heim ins Reich wollten. Unter Druck wurde es geregelt 3 Donauschiffe zu mieten um ca. über 1000 Juden die Donau herunter zu bringen. Wir bestiegen die Boote und verliessen die Schiffe in Tulcea Roumania und sofort bestiegen die sogenannten Heimkehrer den Returntrip. Da waren drei umgebaute Viehtransport Schiffe, die namen waren, Milos, Pacific, Atlantic. Meine Familie und ich wurden in das Schiff Pacific eingeferscht. Es waren schwimmende Sarge aber doch besser als ein Trip in die ostlichen Lager. Drei Schiffe setzten sich in Bewegung in der Richtung Palestina, durch das Schwarze Meer. Das Essen und Wasser trinken, bestand aus sehr kleinen Rationen, oft verschimmelt. Aber wir lebten.

Vor der Küste von Palestina hatten wir keine Kohlen mehr um Dampf zu machen. Wir rissen alles mögliche Holz vom Schiff um Dampf zu bekommen. Das Schiff kam in Gefahr um zur Seite

zu kippen da die Bunker leer waren. Wir fullten die Bunker bis zu einen Point um das zu verhindern mit Meerwasser, um dies zu vermeiden. Endlich sichteten wir die Kuste von Palestina. Unser Schiff wurde unter auf uns gerichteten Kanonen von der englischen Marine nach Haifa eingelotst. Aber wir weinten vor Freude. - Ein Transfer auf ein sehr grosses Schiff mit drei Schornsteinen mit dem Namen des Schiffes „Patria“ begann nun. Wir fuhlten uns betrunken mit Freude. - Unsere zwei gefährten Schiffe Atlantic und Milos erreichten nun auch Haifa. Dan kam das Gerücht, das die Engländer werden uns nach Madagaskar oder Mauritius deportieren Die englische Regierung hatte die Decision [Entscheidung; JR] gemacht um die Araber zu beruhigen. Englische Soldaten auf dem Schiff zeigten aggressive Haltungen. - Doch dann ereignete sich eine schwere Explosion. Das Riesenschiff sengte sich zur Seite. Menschen stromten sich, no Rücksicht, Panic, um zu sich retten. Es gelang mir mit meiner nun 6 monatigen Tochter und Frau, welche aber in diesem Gewühl verloren gegangen war, über das nun sehr steile Hoch oben sichtbare Rehling zu klettern und nun sehr langsam den sich nun emporhebenden Bauch herunter zurutschen, bis zu einem Punkt wo ich abspringen konnte um ins Wasser zu landen. Ca 10 Meter über dem Wasser sprang ich ab. Beim Einprall ins Wasser verlor ich meine Tochter. Der Aufprall wuchte hatte mir das Kind aus den Armen gerissen. Ein rotes Kleidchen welches noch immer in meinen Besitz ist schimmerte mir unter Wasser entgegen, wir waren gerettet. Es hatte ca 10 Minuten gedauert bis sich das Schiff complet gelegt hatte. Ca 300 Menschen verlohren ihr Leben. - Wir wurden aufgefischt und an Land gebracht. Man inhaftierte uns wieder und englische Police brachte uns in ein C.C. Camp mit dem Namen Atlith. Über ein Jahr verbrachten wir, von tödlichen Krankheiten befallen, in den Lager, englische Polic gab uns zu fuhlen dass wir im Verdacht standen das Schiff gesprengt zu haben. Nach einem Jahr bekam ich frei. Wir lebten nun für weitere 5 Jahre in Palestina unter sehr harter englischer Kontrolle. Gelegenheit, benutzten wir legal nach der U.S.A. zu emigrieren. Wie Sie bemerken mein Deutsch ist kein Schuhl Deutsch mehr, doch mit nun 77 Jahren glaube

ich Verzeihung von dem Leser dieses Berichtes zu erhalten. Die von mir berichteten Erlebnisse sind in einigen Büchern zu finden wenn Sie interessiert sind kann ich Ihnen die Namen zu kommen lassen. - Erfurt ist eine Stadt aus dem fruheren Ost Deutschland welche kein Interess zeigt ihr fruheren „Burger“ einzu laden. Statte wie Eisenach, Leipzig u.s.w. haben es getan!! Ubrigens der Name Karl Fritz wurde hier in America legal zu Charles F. unbenannt.

Vielen Dank fur's Lesen und sehr freundliche Gruss
Charles F. Kormes

[Karl-Fritz/Charles Kormes verlor seine Tochter beim Untergang der „Patria“ an der Küste vor Haifa; Mitte der 90iger Jahre lebte er in Florida; die Ehefrau Anne stammt aus Wien; die Kritik an der Stadt Erfurt ist inzwischen seit einigen Jahren gegenstandslos; JR]]

„Meine Kindheit und Jugend schlägt mir auf das Gemüt“

e-Mail von Peter Naumann aus Sao Paulo vom 19. November 2002

Liebe Juliane, es ist mir irgendwie in Erinnerung, dass Du mich sprechen wolltest anlässlich meines Besuches in Ilmenau. Oder täusche ich mich da? Die zwei Tage waren wirklich ein stress und ich kam zu nichts. Die Zeremonie der Gedenkstätte war wirklich gut gemacht, leider nur kalt. [Am 8. November 2002 wurde eine Gedenktafel mit den Namen der ermordeten Ilmenauer Juden am Bürgerhaus „Alte Försterei“ angebracht. Dazu hatte die Stadt Kinder und Enkelkinder der Toten eingeladen. Peter Naumanns Mutter Marie, geborene Eichenbronner wurde am 2. Januar 1944 in Auschwitz ermordet. Auch viele Verwandte mütterlicherseits sind Opfer der Shoá geworden.JR]

Um ehrlich zu sein, muss ich sagen, dass ich es nicht mehr als zwei Tage in Ilmenau aushalte. Du hast sicher schon gemerkt, dass ich immer schnell wieder weg bin. Im Klartext: mir kommt meine Kindheit und Jugend sauer hoch und schlägt sich auf das Gemüt, sodass ich zu-



Peter Naumann mit seiner Ehefrau. Geboren wurde er 1934 in Erfurt, seit 1953 lebt er in Brasilien.

hause mindestens eine Woche brauche, um mein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Die anderen Personen, Nachfahren der besagten Opfern, kennen die ganze Tragödie sozusagen nur akademisch, während ich alles in Ilmenau miterlebt habe. Meine Mutter wurde in meiner Gegenwart von der Gestapo verhaftet, meine Grossmutter habe ich zum wartenden Lastwagen gebracht und ihr beim Aufsteigen geholfen. Überlebt habe ich ja nur durch den Schutz meines Vaters. Dann kamen die Kommunisten und alles fing wieder von vorne an, sodass Du verstehen kannst, dass ich selbst mit 17 Jahren Deutschland, speziell

Ilmenau, nicht mehr ertragen konnte. Nur so weit weg wie möglich. [...] Die Beilagen über Fritz Eichenbronner [ein Cousin der Mutter Marie; JR] würden natürlich seinem Sohn Pedro Eichenbronner in Buenos Aires interessieren, jedoch er ist seit Jahren in einer Nervenklinik und ich weiss auch nicht wann er wieder „vernehmungsfähig“ wird. [...] Vor vielen Jahren sagte mir Pedro, das

er dramatische Briefe seines Onkels Dr. Walter an seinen Vater Fritz aufbewahrt hat in denen er verzweifelt seiner Angst um das Leben seiner Familie Ausdruck gibt. [Dr. Fritz Eichenbronner, seine Ehefrau Flora und die kleine Tochter Gisela wurden ermordet. JR] [...] Bei dem

Restitutionsprozess erhielt mein Anwalt die Todesurkunde von Dr. Walter, der zynisch als „Kiesgrubenarbeiter Dr. W. E.“ bezeichnet wird. [...]

Dir und Deiner Familie alles Gute und mit den besten Grüßen Peter.

Leitmotiv und Schwur: NIE WIEDER

8. November 2002

John (Joachim) H. Gronner/Lakewood - New Jersey schickte anlässlich der Einweihung der Gedenktafel für die ehemaligen jüdischen Ilmenauer Opfer der Naziherrschaft folgenden Brief, der verlesen wurde, weil er selbst nicht reisen konnte.

Es ist mir eine besondere Genugtuung und Ehre an dieser Stelle (in voller Sicht des Kaufhauses meiner Eltern), dieses Ereignis erleben zu können. Ich bin - wie keine anderer - Augenzeuge einer Entwicklung der deutschen Geschichte und insbesondere der Entwicklung der Stadt Ilmenau von den Tagen der Weimarer Republik (zurück bis 1926) bis zur Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands. In dieser Zeitspanne habe ich alle Seiten deutscher Kultur miterlebt, zum Teil vermittelt durch meine Lehrer an der Goetheschule, am damaligen Technikum, anlässlich der Goethegedenkwache, aber leider auch die Schattenseiten dieser Kultur in Form und Person von Richard Walter, dem NS Ortsgruppenführer und Bürgermeister, von Willy Marschler, dem NS-Ministerpräsidenten von Thüringen, die Herrn Stabernack, Reimann

und Schöps, die alle sich ihre Sporen an der Judenhetze in Ilmenau verdient haben. Ich gedenke mit Anerkennung der demokratischen, menschlichen Einstellung von Studienrat Dr. Goetze, Studiendirektor Dr. Bayer, und letztlich des Herrn Professor Schmidt, der mir trotz des Drucks der Nazis verhalf, eine Ingenieurlaufbahn zu beginnen, die mir letztlich das Leben gerettet hat.

Ich gedenke heute aller Mitglieder der kleinen jüdischen Gemeinde, die anlässlich der Hohen Feiertage im Gebetsraum in der Burggasse sich versammeln konnten, um den rituellen Gebräuchen unserer Ahnen zu folgen. Die Assimilation der jüdischen Bürger dieser Stadt war so weit gegangen, dass sie sich einfach nicht haben vorstellen können, dass eine Nation, die einen Goethe, Schiller, Schopenhauer, Hegel und Beethoven hervorgebracht hatte, in der Lage war, Mitbürger, die rechtschaffene Menschen waren, in Massenvernichtungslager nach Polen zu transportieren. Dies wird ein ewiger Schandfleck der deutschen Geschichte bleiben und meine Eltern waren die Opfer dieses Rassenwahnsinns. [Helene und Samuel Gronner wurden wie sehr viele andere Juden



John Gronner mit seiner Ehefrau Vera Gronner während eines Besuchs in Ilmenau.

aus Thüringen am 10. Mai 1942 in das Ghetto Belzyce bei Lublin deportiert. Helene Gronner gilt als in Bergen-Belsen „verschollen“, Samuel wurde wahrscheinlich gleich an Ort und Stelle ermordet. JR] Das deutsche Volk hat für diesen Wahn schwere Opfer bringen müssen, aber dies war ihre freie Wahl an der Urne!

Zwei Generationen später stehen wir an dieser Stelle, und zur Ehre dieser neuen Generation deutscher Menschen gelangt es, aus den Verbrechen der Kriegsgeneration und aus den Fehlern der Mitläufer eine tiefe Lehre gezogen zu haben:

Völker und Menschen aller Farben, Rassen und verschiedener Glaubensbekenntnisse müssen auf diesem Planeten lernen, in Frieden mitein-

ander auszukommen. Nicht das Schwert entscheidet, sondern das Wissen, dass nicht alle Menschen gleich reagieren. Das verlangt die Überzeugung gegenseitiger Toleranz. Die schaffende und schöpferische Kraft des Menschen hat nach den unmenschlichen Opfern von 56 Millionen des Zweiten Weltkrieges bewiesen, dass es wichtigere Aufgaben zu erfüllen hat als die gegenseitige Vernichtung. Krankheiten, Seuchen, Armut und Hunger sind unsere heutigen Herausforderungen. Fortschritte in der medizinischen Forschung sind die anstrebbaren Ziele dieser und zukünftiger Generationen der Menschheit. Dies soll das Leitmotiv dieser Erinnerungsstätte sein, verbunden mit dem Schwur:

NIE WIEDER!

Die letzten Briefe aus Lwow

Degania-B, 29. 12. 2000

Lieber Frau Ilse u. ihre 12 Prachtmädels.

Ich war sehr berührt, als ich Euren so herzlichen Brief mit dem Bild bekam und danke ich Euch sehr herzlich dafür. Es geht mir nicht so leicht in Deutsch auszudrücken, da ich doch schon über 60 Jahre hier lebe.

Gerne würde ich mit Euch allen zusammensitzen u. Euch über die 5 Jahren (1933-1938) erzählen, wie ich sie selbst erlebte. Ich war 16 Jahre alt, als ich die Eltern verließ, u. es mir klar war, daß ich sie schon nicht mehr sehen werde. Meine Schwester Jael (Lotte) fuhr 2 Wochen vor mir nach Israel damals Palestina. So daß unsere lb. Eltern ganz trostlos zurück blieben.

Etwas will ich Euch doch erzählen. Wir waren drei Freundinnen. Eine wohnte in Weimar. So, daß Liesy u. ich mit Fahrrad oft nach Weimar fuhren. Es war ein besonderer Pfad für Fahrräder an der Seite von der Chaussee mit Obstbäumen u. das war sehr schön. Ich glaube es war 1936 oder 1937 als wir plötzlich am Weg Schilder sahen, die uns klar machten, daß es verboten war stehen zu bleiben oder zu fotografieren diese Umgebung. Wir wußten nicht warum. Später nach dem Krieg erfuhren wir, dass man damals schon „Buchenwald“ erbaute. - Als ich 1997 in Erfurt war u. wir nach

Buchenwald fuhren, fragte ich nur immer wieder wie konnte man in dieser herrlichen Natur so einen satanischen Gedanken haben u. so einen schrecklichen Platz wie „Buchenwald“ zu errichten.

Mein Gedanken gehen in die Vergangenheit zurück u. so erzähle ich Euch noch etwas. Ich ging in die Mittelschule. Als ich schon hier im Land war schickte mir die lb. Mutter einige Bilder von bestimmten Plätzen in Erfurt. Unter denen auch ein Bild von der Mittelschule mit dem Tor u. dem Schild. Als ich jetzt dort war hatte sich nichts verändert u. alles war wie auf dem Bild. In Erfurt gab es keine jüdische Schule, so daß ich immer mit christlichen Mädchen zusammen lebte. Ich hatte gute Freundinnen, die mich liebten u. achteten: denn ich war eine gute Sportlerin. Es war 1936 das Jahr der Olympide [gemeint ist die „Olympiade“; JR]. Es war ein Schwimmwettbewerb zwischen Schulen im „Nordbad“ damals sehr groß u. auch neu. Es war ein Stafettenschwimmen u. ich war die letzte unter den vieren u. hatte große Verantwortung doch die erste zu sein. So war es. Aber am Schluß ließ man mich nicht auf dem Podium stehen, da ich Jüdin war also nahm ich mein Fahrrad u. fuhr nach Haus. Am nächsten Tag kam der Rektor in die Klasse u. erwähnte vor allen was ich für die Schule tat, daß wir siegten.

Als ich das letzte mal in Erfurt war, traf ich eine Klassenkameradin mit der ich bis heute in Briefwechsel bin. Sie war auch die erste die mir 2 Ausschnitte aus Zeitungen schickte [...] u. ich ganz außer mir war, wie Ihr doch den Mut u. die Ausdauer hervorbrachtet um herauszufinden u. verstehen zu wollen was damals vorging. Einfache u. vernünftige Menschen können es ja nicht verstehen wie ein Mensch wenn er überhaupt Mensch war, mit diesen schrecklichen Taten ein ganzes Volk zu seiner Seite brachte. Ich achte (wieder fehlt mir das richtige Wort) Euch, Eure lb. Lehrerin Ilse und Helma [gemeint ist Dr. Helma Bräutigam, die die Schülerrecherche seitens der Forschungsgruppe betreute; JR], mit der Letzten ich doch in Verbindung bin u. sie schon kennen gelernt habe, die viele Kraft u. großen Willen hat zu erforschen was man bis jetzt noch nicht wußte.

Durch Eure Taten, hoffe ich doch, daß es noch viele andere gibt, die es vermeiden werden, daß so etwas noch mal passieren kann. Ihr seid unsere Hoffnung.

Im Namen meiner Schwester Jael u. ich grüßen Euch alle recht herzlichst

Eure Miriam Ziv

Euch allen ein gutes neues Jahr. Schade, dass ich nicht das Video sehen konnte.

Charlotte Feiner, heute Jael Lewin, und Marion Feiner, heute Miriam Ziv, besuchten anlässlich der Begegnungswoche der Stadt Erfurt mit früheren jüdischen Bürgern ihre Heimatstadt. Es entstanden die Kontakte zur Forschungsgruppe „Juden im nationalsozialistischen Thüringen 1933-1945“ und in der Folge mit Schülerinnen des Martin-Luther-Gymnasiums in Erfurt und zur Lehrerin Frau Ilse.

Die Eltern der Geschwister Feiner waren Joseph und Adele Feiner, 1882 in Stanislaw bzw. 1892 in Lemberg geboren. Sie waren 1926 nach Erfurt gekommen. Joseph Feiner war Generalvertreter für Musikaufführungsrechte. 1935 wurde er durch die antijüdischen Maßnahmen der NS-Regierung arbeitslos. In der Familienwohnung betrieb er dann einen Konfektionshandel, um die Familie überhaupt ernähren zu können. Joseph und Adele wurden am 28. Oktober 1938 nach Polen abgeschoben. Im April 1939 waren die Feiner-Eltern in Lemberg/Lwow in der Karthothek des „Judenrates“ registriert. Beide gelten als „verschollen“, sie wurden Opfer der Shoá. Die Schwestern erhielten im März 1942 die letzte Nachricht von den Eltern.

Charlotte/Jael wurde am 4. November 1919 in Berlin geboren, Marion/Miriam am 10. Dezember 1921 in Berlin. Beide konnten 1938 nach Palästina emigrieren.

Folgende Briefe haben die Schwestern Feiner den Spurensuchern aus Thüringen zur Verfügung gestellt, die als letzte Nachrichten ihrer ermordeten Eltern von unschätzbarem Wert sind.

Lwow, 25. 07. 1939 12 Uhr (Poststempel)

Mein liebes Kind! Deinen 1. Brief haben wir erhalten und freuen uns sehr, dass Du G.s.D. [Gott sei Dank; JR] gesund bist. Von uns kann ich Dir nur das eine berichten, dass wir uns ein leeres Zimmer gemietet haben, und unsere Sachen bis zum 1. August am Lager zu stehen haben. Ich hoffe nur, das kleine Nest so nett zu machen wie es nur irgend geht. Dann kann ich auch zu Hause kochen, und vor allem diese furchtbare Lauferei nach einer Wohnung hört vorläufig auf. Eine ideale Lösung ist das nicht, weil es nur von einer Abvermieterin ist, aber (wir) brauchen nur [...] für ¼ Jahr im vorhinein Miete. Sonst muss man hier Kautio für ½ Jahr von 300-400 Zl. Stellen, außerdem für ½ Jahr Miete. Wanzen gibt es hier fast überall. Leider, vom Verdienen kann hier nicht die Rede sein. Hier ist alles so anders, 10 Gr. Zu verdienen, muss man direkt ein spezielles Glück haben. Also mein Liebes, viel Erfreuliches kann ich Dir bis jetzt nicht mitteilen. Hat Horst Nachricht von seinen Eltern Das Neueste: H. Harf heiratet Frau Neukamp. Du brauchst nicht Briefe zu schreiben, sondern Karten, und jede Woche bitte. Uns fällt es jetzt sehr schwer einen Brief zu schreiben, weil das Porto hier ist sehr teuer. Spare Dir immer das meiste Porto für uns, weil wir jetzt nichts anderes haben. Ihr seid unsere ganze Hoffnung und Freude. Der eine Trost ist uns geblieben und das seid Ihr. Vielleicht werden wir noch alle zusammen sein. Vorläufig ist die Palästina Sache nicht einen Schritt weiter. Was wird Lissy machen? Schreibe mir auch so eng, wie ich es mache, es geht

eine ganze Menge drauf. Fleischers sind auch hier, es geht ihnen nicht gut, wie vielen Emigranten. - Es ist ein furchtbares Los. Sei vielmals geküsst von Deinen Eltern
Du sollst Tante und Onkel schreiben.

Als Absender ist die Uliza Rappoporta 1 in Lwow angegeben.

Lemberg, 21. 3. 1941

Liebe Tochter! Vor allem danke ich dir für den Geburtstag Gruß. Den Vorwurf von Dir, das ich Dir nicht schreibe, habe ich verdient. Aber das liegt daran, das ich viel zu schreiben hätte, und auch nicht, denn das Leben heute ist so abwechslungsreich wie noch nie und glaube mir wir hätten uns viel zu erzählen, ich lerne heute mehr wie bisher in meinem Leben, und ist es für mich sehr interessant, aber Du siehst das Dein Vater nicht böse ist. Sei weiterhin fleißig und aufrecht zu den Menschen die für die Gemein-

schaft sind, haben heute Berechtigung zum Leben. Das nächste mal mehr
Mit vielen Küßen Dein Vater
Meine Liebe. Ich freute mich sehr mit Deinem Brief, nur ein bischen sehr lange war er unterwegs. Es schadet nicht. Gut das Du zufrieden bist. Ist Horst auch mit Dir? Lotte schrieb uns auch. Wir wünschen Dir frohe Peissach.
Mit Kuss Deine Mutter.

Lwow, 14. 3. 41

Mein liebes Kind!

Trotzdem, das wir noch immer keine Nachricht von Dir haben, versuche ich doch an Dich ein paar Zeilen zu richten. Von der Lotte kam ein Brief, den sie noch am 22. 9. 40 geschrieben hat, d. h. fast vor einem halben Jahr. Wie geht es Dir mein Liebes, gesundheitlich und im Allgemeinen? Von Lissys Eltern, haben wir ein paar Zeilen gelesen, die sie in Malys Karte an Fleischers, dazugeschrieben hatten. Bei uns ist sonst alles in Ordnung, wir sind G. s. D. gesund.

ПОЧТОВАЯ КАРТОЧКА
CARTE POSTALE

Куда *Палестина*
Наименование места, где находится почта, и области или края, и для станций - наименование железной дороги.

Решоуот Р. П. В. 55
Район, село или деревня

Кивроот Наскуволетт
Улица, № дома и квартира.

Кому *Муррам Feiner.*
Подробное наименование адресата.

ПОЛЬЗУЙТЕСЬ АВИАПОЧТОЙ

Адрес отправителя } *А. Feiner. Lwow, ул. Пушкина 40/II.*
Adresse de l'expéditeur } *г. Львов Украина. К. П. Р. Р.*



Diese Postkarte ist eines der letzten Lebenszeichen der Eltern der Geschwister Feiner.

Vati hat Arbeit. Nur die Tante Lisa ist schwer
herzkrank. Sie liegt schon fast 9 Wochen. Mein
liebes Kind, schreibe uns sooft es geht. Wir sind
sehr besorgt um Dich. Ich weiss Du hast be-
stimmt geschrieben. Es kommen aber doch
Briefe von Paläst. Es sind hier verschiedene die
erhalten haben. Für heute will ich mich kurz fas-
sen, und verbleiben Dich tausendmal küssend
Deine Eltern.

Degania, 14. 1. 1999

Jetzt schreibe ich etwas, was mich sehr traurig
macht. Nach einigen Forschungen las ich das
Buch in hebräisch über das Ghetto Lwow. [...] Die
Sachen sind so schrecklich, nur es zu lesen
ist unmöglich. Und überhaupt zu denken, daß
vielleicht man noch Spuren finden kann, ist noch
unmöglich.

Miriam Ziv

Lemberg 21/III 41. Liebe Tochter! Vor allem dankte ich Dir
für den Gebetsbuch Gruss. Den Vorwortsatz wenn Du das
ich Dir nicht schreibe, habe ich geschrieben. Aber
das liegt daran das ich nicht zu schreiben
brauche, und nicht nicht, den das Leben für die
ich zu abwechselndes zeitlich nicht mehr mit
und schreibe mir nicht hatten. mich nicht zu
erkennen, ich lerne heute mehr wie bis die
in in einem Leben, und ich es für mich sehr
Interessant, aber Du siehst das Dein Vater nicht
böse ich. Sei weiterhin hier fleißig, und danke Dir
für Menschen die für die Gemeinschaft sind, haben
heute Begegnung zum Leben, das möchte noch mehr
dich wieder helfen. Wenn Du lieber. Meine Liebe. Ich frage
mich sehr mit deinem Brief, nur ein bisschen schwer lang
war er unterwegs. Es schade nicht. Gut das Du zufrieden
ist. Ist dort auch mit Dir? Lotte schreibt uns auch. Für
entweder ist frohe Peitsche. Mit ganz liebe Mutter.

Postkarte vom 21. März 1941 aus Lwow: Die Handschrift von Adle Feiner, die an ihre Tochter schrieb.

„Der Gute Ort“

Jüdische Friedhöfe in Thüringen

VON WOLFGANG RAUPRICH

Wolfgang Rauprich, geboren 1950, betreibt ein Kommunikations- und Pressebüro in Ilmenau. Neben seiner Ehefrau Dr. Juliane Rauprich wirkte er über mehrere Jahre an der Dokumentation jüdischer Friedhöfe mit.

Im Alltag von Städten und Gemeinden sind nur wenige Erinnerungen an das teilweise rege jüdische Leben zu finden, das bis zur Deportation in einigen Gebieten Thüringens herrschte. Gedenktafeln dort, wo es einst jüdische Gemeinden gegeben hat, sind durchaus nicht die Regel. Gleichwohl ist Thüringen nicht arm an Zeugnissen jüdischen Lebens aus der Vergan-

genheit. Es sind insbesondere die Friedhöfe der ausgelöschten jüdischen Gemeinden, die überdauerten. Synagogen, jüdische Schulen und andere Kulturstätten der Juden fielen meist der Zerstörungswut während der Naziherrschaft zum Opfer oder wurden umfunktioniert. Während diese Gebäude inmitten von Städten oder Ortschaften im Zentrum der Aufmerksamkeit standen und so insbesondere beim Pogrom vom 9. November 1938 der gesteuerten Gewalt des Mobs unmittelbar ausgesetzt waren, sind Friedhöfe größtenteils außerhalb von Orten gelegen, mitunter weit ab im Wald oder zwischen Feldern. Ob die weiten Wege bis zu den Friedhöfen den Nazihorden zu beschwer-



lich waren, oder ob es ihnen auch dort, wo Friedhöfe leichter erreichbar waren, mehr auf die Zerstörung der offensichtlichen Symbole des Judentums ankam, sei dahingestellt. Auch wenn die jüdischen Friedhöfe in der Folgezeit dem Verfall, nachträglicher Zerstörungswut und lange der Gleichgültigkeit der Gesellschaft anheim gestellt waren, sind sie in Thüringen weitgehend erhalten geblieben.

33 jüdische Friedhöfe gibt es noch im Freistaat. Bis auf den in Erfurt gelten alle als „geschlossen“, das bedeutet, es werden dort keine Bestattungen mehr vorgenommen. Doch sind auch die geschlossenen Friedhöfe von den jüdischen Gemeinden auf alle Ewigkeit angelegt und Ruheort der Toten für immer, weil der jüdische Gott als ein Gott der Auferstehungs- und Lebens-Hoffnung gilt. Entsprechende Namen gibt es in der jüdischen Kultur für Friedhöfe: Vom schlichten „Ort der Gräber“, über das „Haus der Ewigkeit“ und das „Haus des Lebens“ bis zu „Guter Ort“.

Zwei entscheidende Gründe gibt es dafür, dass sich jüdische Friedhöfe bisweilen weit abgelegen von Siedlungen befinden. Die Berührung mit oder die Nähe zu Toten führt nach der Thora zur rituellen Verunreinigung. Also galt, dass Friedhöfe außerhalb von Ortschaften anzulegen sind. Andererseits waren auch die christlichen Gemeinden vielfach daran interessiert, dass sich jüdische Friedhöfe weitab der eigenen Begräbnis-

stätten und fern der Dörfer befanden. Oft stellte man den Juden in schikanöser Absicht schlechte Grundstücke in ungünstigen Lagen zur Verfügung. Erst ab dem Ende des 19. Jahrhunderts wurden jüdische Friedhöfe, besonders in den Städten, als abgetrennte Gräberfelder in städtische Friedhöfe integriert.

Beim Blick auf die Thüringenkarte fällt auf, dass es im Norden des Freistaates und mehr noch in Südthüringen eine sehr starke räumliche Konzentration jüdischer Friedhöfe gibt.

Dies deutet angesichts der thüringischen Kleinstaaterei darauf hin, dass es vom Mittelalter bis zur Reichsgründung 1871 in den einzelnen Fürstentümern eine sehr unterschiedliche Handhabung von Judenvertreibung, Judenansiedlungen und dem Schutzjudentum gab. Im Hennebergischen Südthüringen haben sich auch in Zeiten extremer Vertreibungen ringsum mehrere jüdische Landgemeinden erhalten (siehe auch den vorstehenden Beitrag von Renate Pitzer-Reyl „Zur Geschichte des Judentums in Deutschland“). So befinden sich in Südthüringen die ältesten jüdischen Friedhöfe Thüringens, die bis

ins 18. Jahrhundert und weiter zurückreichen. Beispiele für sehr alte Friedhöfe oder Teile davon sind Dreißigacker bei Meiningen, Schwarzza und Weitersroda.

Grundsätzlich können jüdische Friedhöfe besucht werden. Sie sind originäre Stätten jüdischer Kultur, die mehr als Gedenktafeln der



Traditioneller Grabstein auf dem jüdischen Friedhof im südthüringischen Bauerbach

Erinnerung dienen können und eine unmittelbare Berührung mit dem Judentum, wenngleich einem nicht mehr vorhandenen Judentum, ermöglichen. Doch wie schon erwähnt sind jüdische Friedhöfe Orte, in denen die Toten auf Ewigkeit ruhen. Aus diesem Grund gibt es einige grundlegende Regeln bei Besuchen der Friedhöfe. Die „Guten Orte“ dürfen von Männern nur mit einer Kopfbedeckung betreten werden. Am Schabbat ist der Besuch von jüdischen Friedhöfen absolutes Tabu. Deshalb scheidet Samstag von vorn herein für Friedhofsbesuche aus. Wenn Friedhöfe abgeschlossen sind, ist das zu respektieren.

Die Symbolik verstehen

Jüdische Friedhöfe erzählen manches von der Religion der Juden, von ihrer Kultur, ihren Riten und vor allem von der Ehrerbietung gegenüber den Verstorbenen. Allerdings

sprechen sie in einer uns kaum zugänglichen Sprache, weil wir nicht einmal die Schrift lesen können. Nun ist es jedoch nicht erforderlich, die hebräische Schrift zu erlernen, wenn man keine tiefgründigen Forschungen auf diesem Gebiet treiben, sondern nur bestimmte Eindrücke von der jüdischen Kultur über deren letzte Zeugnisse erlangen möchte. Dennoch ist es sinnvoll, einen Friedhofsbesuch mit gewissen Vorkenntnissen zu beginnen, um zumindest die Anlage von Friedhöfen und die Grabsymbolik verstehen zu können.

Wie bereits ausgeführt wurde, ist die Berührung mit Toten oder deren Nähe für die Juden mit einer rituellen Verunreinigung verbunden. Besonders gilt das für Cohanim, das sind die Nachkommen Aarons, die im Rang von Priestern stehen. Damit Cohanim beim Besuch ihrer verstorbenen Angehörigen möglichst wenig Berührung und Verunreinigung ausgesetzt werden, hat man die Gräber ihrer Verstorbenen



Typische Gräber von Cohanim auf dem jüdischen Friedhof in Weitersroda bei Hildburghausen

vorwiegend in der Nähe des Eingangs angelegt. Gräber von Cohanim sind leicht an segnenden Händen zu erkennen, die in den Grabstein oberhalb der Inschrift eingemeißelt sind. Auch weisen Namen wie Cohn, Kahn oder Katz, an die weitere Namensteile angefügt sein können, auf Cohanim hin.

Außer den segnenden Händen gibt es weitere, oft wiederkehrende Symbole auf Grabsteinen. Eine ähnliche Bedeutung wie die segnenden Hände hat das Symbol der Kanne in unterschiedlichster Ausführung. Eine Kanne zeigt an, dass es sich um das Grab eines Leviten handelt. Die Leviten waren gewissermaßen die Assistenten der Priester, der Cohanim im Tempel von Jerusalem. Die Bezeichnung ist auf Levi zurückzuführen, dessen Stamm mit der Aufgabe der Tempeldienerschaft für alle Zeit von Gott betraut wurde. Häufig ist die Menora als Träger des Lichts auf Grabsteinen zu sehen. Der jüdische Leuchter spielt auf das Weiterleben der Seele an. Der Davidstern oder das Davidchild ist oft auf Grabsteinen zu finden. Er gilt als Symbol für das gesamte Judentum. Doppelte Tafeln versinnbildlichen den Bund mit Gott, den Mose auf dem Berg Sinai geschlossen hat, wobei er die Zehn Gebote empfing. Auch eine Krone kann den Grabstein schmücken. Sie kann als Krone des Namens, als Krone des Thorastudiums oder in Verbindung mit segnenden Händen als Krone der Priesterschaft interpretiert werden. Später wurden auch nichtjüdische Symbole wie Kränze und Girlanden verwendet. Gegen Ende des 19.

Jahrhunderts hielten freie figürliche Darstellungen Einzug, bis hin zu gelegentlichen Portraits der Verstorbenen.

Inschriften auf jüdischen Grabsteinen, zumal denen, mit rein hebräischer Beschriftung, folgen einem weitgehend einheitlichen Grundmuster, auf das hier nur in seinen Grundzügen eingegangen werden soll. Über der Inschrift stehen meist die hebräischen Buchstaben **ה"ה** oder **ה"ו**. Die Doppelstriche zwischen den Buchstaben kennzeichnen, dass es sich um eine Abkürzung handelt. **ה"ה** bedeutet „hier ist be-



Eher selten sind Grabsteine mit dem Bildnis der Verstorbenen wie auf dem jüdischen Friedhof in Weitersroda aus dem Jahr 1858.

graben“, **ה"ו** bedeutet „hier ist geborgen“. Eine Lobschrift, die den Toten würdigt, steht darunter. Erst dann folgen Name und Darlegungen wie „Sohn von“ oder „Tochter von“, „Gattin von“. Danach stehen Sterbetag, und Begräbnistag sowie der Monat. Im unteren Teil des Steins findet sich eine Schlussformel mit einem gewissen hoffnungsvollen Impetus. Auf den meisten jüdischen Friedhöfen gibt es einen älteren Teil mit Gräbern, die um die 200 Jahre, vielleicht auch älter sein können. Daneben befindet sich ein neuerer Bereich mit Gräbern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Während die alten Gräberfelder in sich geschlossen wirken,

mit kaum voneinander abweichenden Formen der Grabsteine ohne Sockel und ausschließlich hebräischer Beschriftung, begann sich im 19. Jahrhundert eine gewisse Vielfalt zu verbreiten. Bestimmte Teile der Beschriftung wurden nun in Deutsch ausgeführt, insbesondere der Name sowie Geburts-

und Sterbedatum. Dann versah man die ostwärts gerichtete Seite mit hebräischer Schrift und die Rückseite des Grabsteins mit deutscher Aufschrift. Im 20. Jahrhundert wurde die Inschrift nicht selten nur noch deutsch ausgeführt. Wenige Symbole deuteten dann auf jüdische Grabstätten hin. Dieser Wandel war das Ergebnis eines Assimilationsprozesses, des Aufstiegs einzelner Juden ins Bürgertum, Ausdruck von gestiegenem Selbstbewusstsein bürgerli-

cher Juden. Die jüdischen Friedhöfe Thüringens dokumentieren jenen Kulturwandel des deutschen Judentums, der im 19. Jahrhundert mit dem Beginn einer langsamen Gleichstellung einsetzte, die im Zug der Französischen Revolution und in Folge der 1848er Revolution in Deutschland begann, beziehungsweise beschleunigt wurde. Diesen Kulturwandel auf jüdischen Friedhöfen abzulesen, bedarf es nicht hebräischer Sprach- und Schriftkenntnisse.

Empfohlene Literatur:

Brocke, Michael; Ruthenberg, Eckehart; Schulenburg, Kai Uwe :Stein und Name - Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland. Berlin, 1994

Kahl Monika: Denkmale jüdischer Kultur in Thüringen, Kulturgeschichtliche Reihe des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege, Band 2. Bad Homburg und Leipzig, 1997



Alter Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Stadtlengsfeld



Grabsteine mit starken Verwitterungserscheinungen auf dem jüdischen Friedhof von Gleicherwiesen

Jüdische Friedhöfe, erhalten gebliebene Synagogen und Mikwen

Die folgenden Seiten sollen einen Eindruck von jüdischen Friedhöfen in Thüringen vermitteln, zugleich auch auf andere noch vorhandene jüdische Kulturstätten wie Synagogen und eine Mikwe hinweisen. An dieser Stelle kann nur eine beispielhafte Auswahl vorgestellt werden. Dass dabei besonders Südhüringen und das Henneberger Land eine tragende Rolle spielen, liegt an der bereits erwähnten enormen Dichte der dort einst existierenden jüdischen Gemeinden.

Vielfach sind jüdische Friedhöfe nicht leicht zu finden. Sie liegen oft versteckt in der Flur, die

Wege dorthin sind eher selten ausgeschildert, wengleich es einige vorbildliche Beispiele gibt. Soweit möglich werden hier Beschreibungen gegeben, die das Auffinden erleichtern. Dennoch ist der Spürsinn gefragt. Vorherige Nachfragen bei Stadt- und Gemeindeverwaltungen oder Verwaltungsgemeinschaften und auch bei Kirchengemeinden ersparen Enttäuschungen.

Die folgenden Darlegungen entstanden auf der Grundlage langjähriger Recherchen auf jüdischen Friedhöfen sowie unter Verwendung der auf Seite 93 angegebenen Literatur.



Doppelgrab auf dem jüdischen Friedhof am Ortsrand von Walldorf bei Meiningen

**Erfurt:
Der dritte Friedhof im Süden der Stadt**



Die große Trauerhalle auf dem jüdischen Friedhof in Erfurt wurde 1897 ihrer Bestimmung übergeben.

In der Landeshauptstadt Erfurt befindet sich der größte jüdische Friedhof Thüringens. Er ist zugleich der einzige im Freistaat, auf dem noch Bestattungen vorgenommen werden. Die Anlage befindet sich in der Werner-Seelenbinder-Straße, in unmittelbarer Nachbarschaft der Thüringenhalle und ist leicht zu finden sowie mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut erreichbar.

Der Erfurter jüdische Friedhof wurde 1878 eingeweiht. Zwei ältere Friedhöfe sind in Erfurt nachweisbar, der älteste in der Andreasstraße könnte aus dem 13. Jahrhundert stammen. Von 1812 bis 1952 gab es in der Cyriakstraße einen jüdischen Friedhof. Beide sind als solche nicht mehr erkennbar. Der Friedhof in der Cyriakstraße wurde nach 1878 nicht mehr genutzt und bestand bis zur Zerstörung am 9. November 1938. Eingeebnet wurde die Fläche 1952 und später teilweise bebaut. Einige erhalten gebliebene alte Grabsteine fanden neben der Trauerhalle auf dem neuen Friedhof Platz.

Der Friedhof in der Werner-Seelenbinder-Straße umfasst ein Areal von knapp einem Hektar. Mehr als 500 Grabstätten befinden sich auf der Fläche. Deren Gestaltung ist teilweise sehr repräsentativ. Diese Gräber spiegeln die bürgerliche Entwicklung und die Assimilation vieler Erfurter Juden wider und stammen aus der Zeit

zwischen 1878 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges. Doch auch später wurden noch kunstvolle Grabstätten errichtet, insbesondere in den 20er Jahren des 20. Jahrhundert. Hinzu kommen viele schlichte Gräber, vor allem in der Mitte des Friedhofs. Von einer Hecke abgetrennt ist der neuere Teil des Friedhofs, der seit den 1930er Jahren und bis heute für Bestattungen genutzt wird. Mehr als 120 Grabstätten befinden sich dort

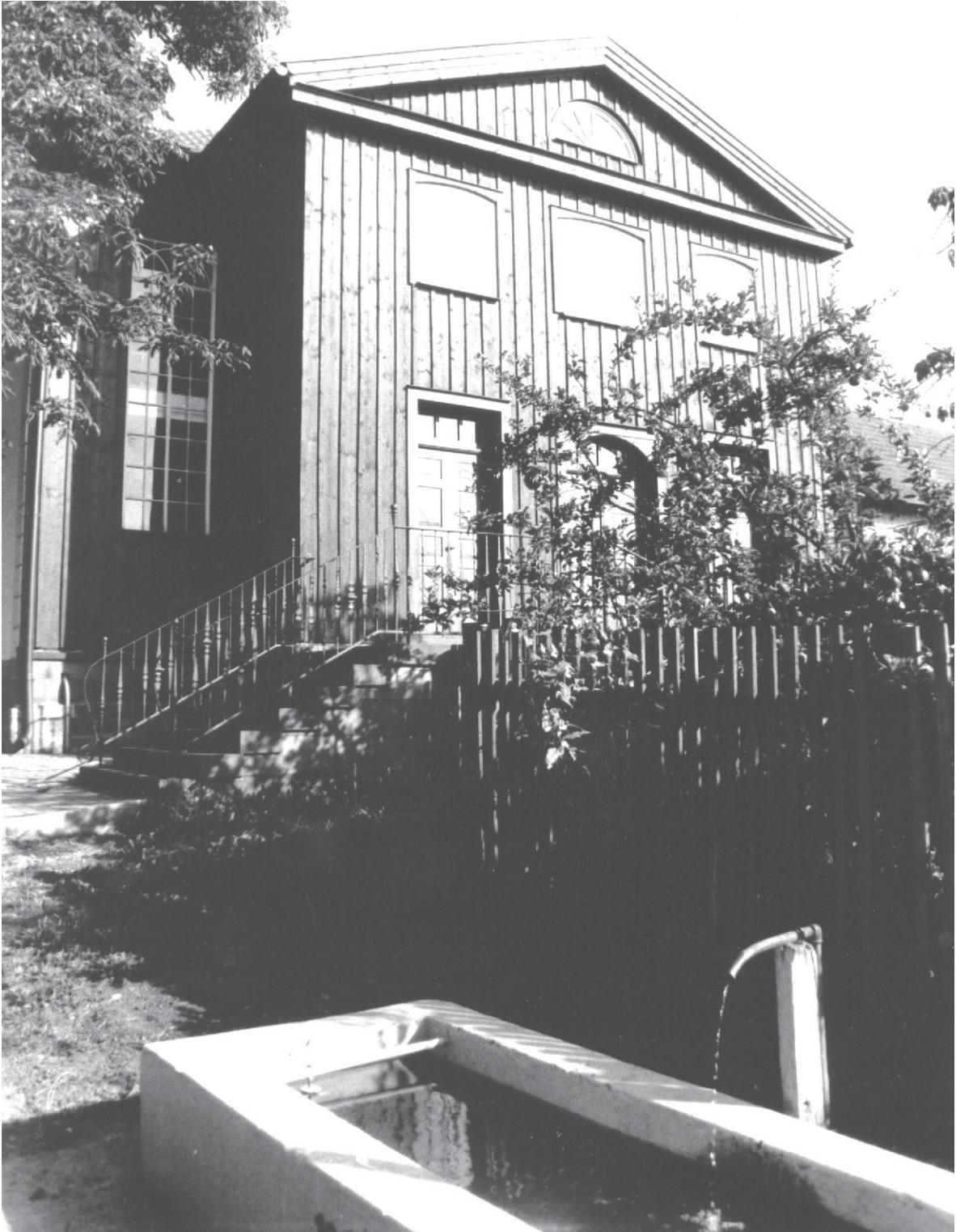
Zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten Erfurts fanden auf dem Friedhof in der Werner-Seelenbinder-Straße ihre letzte Ruhe: Fabrikanten, Kaufleute, Anwälte, Ärzte, auch Rabbiner und Vorsitzende der Jüdischen Landesgemeinde. Der an anderer Stelle der Publikation erwähnte Dr. Moritz Salzberger (1844 bis 1929), er war von 1886 bis 1923 Rabbiner, zählt dazu, ebenso Raphael Scharf-Katz (1917 bis 1994), er war von 1985 bis 1994 Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen.

Die Trauerhalle, die dem Abschluss des Friedhofs bildet, wurde 1897 errichtet. In der Pogromnacht 1938 vernichtete die SA den Innenraum, der nach 1945 wieder hergerichtet wurde. 1993 erfolgte eine Rekonstruktion, bei der die ursprüngliche Farbgestaltung wiederhergestellt wurde. An Samstagen ist der jüdische Friedhof geschlossen.



Raphael Scharf-Katz, langjähriger Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, fand auf dem jüdischen Friedhof in Erfurt seine letzte Ruhestätte..

Aschenhausen: Alte Grabmale und ein neuer Gedenkstein



Synagoge im Ortskern von Aschenhausen. 1843 geweiht, wurde sie ab 1935 zweckentfremdet genutzt. Ab 1988 begannen Restaurationen, die 1991 abgeschlossen waren. Eine erneute Weihe erfolgte nicht.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts dürfte der jüdische Friedhof in Aschenhausen angelegt worden sein. Ein Weg, unweit vom Orteingang abzweigend, führt zum Leichelberg, an dessen Hang sich die Begräbnisstätte befindet. Das Eingangstor wurde zu Beginn der 1990er Jahre neu angebracht. Gleich dahinter steht ein Gedenkstein für Moritz und Käthe Schmidt, den Angehörige des Ehepaars aufstellten. Die Schmidts wurden 1941 von Frankfurt am Main nach Polen deportiert.

Davon abgesehen bietet der Friedhof ein traditionelles Bild. Bis 1943, als die jüdische Gemeinde durch die letzten Deportationen ausgelöscht wurde, gab es Bestattungen. Die letzte Bestattung, so ist überliefert, hat den Thora-Rollen und den Gebetbüchern gegolten. Kurz vor seiner eigenen Deportation soll Adolf Kahn diese Gegenstände auf dem Friedhof begraben haben. Ein Dorfbewohner habe ihm dabei geholfen.

Reichlich 2000 Quadratmeter umfasst die Fläche des jüdischen Friedhofs. Mehr als 200

Grabsteine sind zu sehen sowie eine Vielzahl von Grabsteinresten. Das Areal ist von einer Feldsteinmauer eingefriedet, die allerdings an manchen Stellen eingestürzt ist. Alte Grabmale aus Sandstein sind noch reichlich vorhanden, mit Inschriften in hebräischer Schrift. Modische Grabmalgestaltungen gibt es kaum.

Mehr noch als der jüdische Friedhof ist die ehemalige Synagoge in Aschenhausen dominant. Mitten im Ortskern steht das Anfang der 1990er Jahre fertig rekonstruierte Gebäude. Seit 1767 gibt es in Aschenhausen eine Synagoge, die 1841 jedoch einem Brand zum Opfer fiel. Unmittelbar danach begann der Wiederaufbau, so dass am 24. Juni 1843 die Weihe erfolgen konnte. Von 1935 an wurde das Gebäude als Lager benutzt, nachdem die letzten jüdischen Familien des Ortes die Übergabe ihrer Synagoge an nichtjüdische Dorfbewohner unter dem Druck der Nazis vollzogen. Die Restaurierung des verfallenen Gebäudes begann noch zu DDR-Zeiten. 1991 fanden diese Arbeiten ihr Ende.



Angehörige ließen 1990 den Stein zum Gedenken an die 1941 deportierte jüdische Familie Schmidt gleich neben dem Eingang des Friedhofs von Aschenhausen errichten.

**Berkach:
Reich an Zeugnissen jüdischer Geschichte**



Von Feldern und Wiesen umgeben, liegt der jüdische Friedhof Berkachs südlich des Dorfes.

Bis 1989 lag der jüdische Friedhof von Berkach unmittelbar an Grenzanlagen der ehemaligen DDR. Der Ort befand sich im Sperrgebiet und war daher nur für Ansässige zugänglich. Die Flur, in dem sich der Friedhof befindet, trägt die Bezeichnung „Im Roth“ und liegt südlich des Dorfes, unweit der alten Behrunger Chaussee.

Das Areal misst etwas mehr als 1.000 Quadratmeter, ist von einem Holzlattenzaun und Buschwerk umgeben. Auf dem Gelände sind etwa 140 Grabmale zu sehen, die teilweise recht gut erhalten sind. Auch sind Spuren mutwilliger Zerstörung feststellbar. Abgeschlagene Grabsteine sind wieder repariert worden. Das breite Eingangstor ist relativ neu. Links von diesem befinden sich die Gräber, auf der rechten Seite ist lediglich eine Wiesenfläche zu sehen. Ein alter Baumbestand ziert den jüdischen Friedhof.

Die ältesten Grabsteine sowie einige Bruchstücke sind entlang des Zaunes angeordnet, sie dürften noch aus der ersten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts stammen. Weitere Gräberreihen machen die Veränderungen deutlich, denen die jüdischen Gemeinden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch auf dem Land ausgesetzt waren. Neben schlichten und traditionellen Formen, Sand- und Kalkstein, finden sich Grabmale bei denen Granit verarbeitet wurde und bereits Schmuckelemente nach dem damaligen Zeitgeschmack angebracht sind.

Berkach ist besonders reich an jüdischen Kulturstätten. Dazu zählt die Synagoge im Ortskern und eine Mikwe [jüdisches Badehaus zur rituellen Reinigung; WR], die die einzige erhaltene in ganz Thüringen ist. Sie wurde 1988 von der Denkmalpflegerin Monika Kahl entdeckt. Die Synagoge aus dem Jahr 1854 wurde in der Pogromnacht 1938 nicht geschändet, allerdings mussten die letzten jüdischen Einwohner das Gebäude an die Gemeinde verkaufen. Nach Jahrzehnte langer Zweckentfremdung erfolgten 1990/91 die Rekonstruktion und die Wiederweihe am 9. November 1991.



Die Berkacher Mikwe wurde erst 1988 von der Denkmalpflegerin Monika Kahl wiederentdeckt.

**Gehaus:
Alte Grabstätten vor reizvoller Landschaft**



Alte Grabsteine stehen entlang einer wallartigen Mauer auf dem jüdischen Friedhof von Gehaus

Recht entlegen vom Ortsrand des Dorfes Gehaus, einem Ortsteil der Gemeinde Stadtlengsfeld, liegt der jüdische Friedhof. Erreichbar ist er über einen Feldweg, der am Ortsausgang in Richtung Öchsen links abzweigt. Der Weg führt weiter nach Weilar, unter dem Baierberg entlang, an dessen Hang sich auch der jüdische Friedhof befindet, gut einen halben Kilometer von Gehaus entfernt.

Umgeben ist die Begräbnisstätte von einem Lattenzaun und teilweise auch von einer Feldsteinmauer, die wie ein Wall aufgeschüttet erscheint. Ein lockerer Bestand von Gebüsch und Bäumen wirkt von weitem schon landschaftlich prägend. Ein weiter Blick von den unteren Gräberreihen über Gehaus und das Tal des Baches Öchse in die umgebende Land-

schaft der Vorderen Rhön hinterlässt zusätzlich zu den Grabgestaltungen einen bleibenden Eindruck.

Die Fläche des Friedhofs dürfte etwa 1.500 Quadratmeter umfassen. Die Gräberreihen sind lückenhaft und zählen noch an die 130 Grabsteine. Der Friedhof dürfte Ende des 18. Jahrhunderts errichtet worden sein, wenngleich das älteste feststellbare Grab erst von 1815 stammt. Bis in die 1930er Jahre hinein gab es dort Bestattungen. Die letzte Bestattung ist wohl im Jahr 1935 erfolgt (Nathan Kahn, 10. März 1858 bis 23. November 1935).

In Gehaus hat es auch eine Synagoge gegeben, die sogar die Nazi-Zeit überstand. Allerdings wurde sie 1975 durch ein Feuer dem Erdboden gleich gemacht.



Am Baierberg, über der Ortschaft Gehaus in der Vorderen Rhön, liegt der jüdische Friedhof.

**Meiningen:
Bedeutende Sarkophage und schlichte Obelisken**



Schlicht gestaltete Obelisken aus schwarzem Granit prägen den jüdischen Friedhof in Meiningen stark.

Die Jüdische Gemeinde Meiningens hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer der bedeutendsten in Thüringen entwickelt, insbesondere durch den Zuzug aus benachbarten Orten wie Schwarza, Walldorf, Dreißigacker oder Aschenhausen. Um 1900 lebten mehr als 400 Juden in Meiningen. Wurden die Gestorbenen anfangs noch in den Herkunftsorten bestattet, begann die jüdische Gemeinde ab 1874, einen eigenen Friedhof angrenzend an den städtischen Friedhof einzurichten.

Die Fläche des jüdischen Friedhofs beträgt knapp 2.000 Quadratmeter, sie war bei dessen Errichtung jedoch größer und wurde erst in den 1950er Jahren reduziert. Sehr alte Grabmale finden sich dort nicht, traditionelle Grabsteinformen ebenso wenig. Der Meininger jüdische Friedhof spiegelt sehr deutlich die bürgerliche Entwicklung der Juden wider. Neben sehr aufwändigen Grabstätten im Stil der Zeit von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs wurden auch an einfacheren Steinen damals beliebte Schmuckelemente wie Kränze

und Girlanden verwendet. Zudem fallen zahlreiche sehr schlicht gehaltene Obelisken und Stelen aus schwarzem Granit auf.

Der jüdischen Gemeinde Meiningens gehörte eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten an, die sich um die Entwicklung der Stadt und des damaligen Herzogtums Sachsen-Meiningen verdient gemacht hatten. Der Bankier Dr. Gustav Strupp zählt dazu, die Fabrikanten Heinemann und Stein, ebenso der in Meiningen beliebte Schauspieler, später Intendant des herzoglichen Theaters, Ludwig Chronegk. Alle ihre Gräber sind auf dem Friedhof zu finden. Besonders auffällig ist das Grabmal der Familie Strupp in der Form eine Sarkophags, aber mehr noch das von Ludwig Chronegk, ebenfalls in Sarkophagform mit einer sehr aufwändigen Gestaltung. 1938 verwüsteten die Nazis den Jüdischen Friedhof. Ein Teil der Gräber fiel zudem einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Nach dem Krieg setzte die Stadt den jüdischen Friedhof wieder Instand. Die Anlage ist sehr gepflegt.



Das Grabmal der bedeutenden Meininger Bankiersfamilie Strupp

**Stadtlengsfeld:
Größter jüdischer Landfriedhof Thüringens**



Am Grabstein des Rabbiners sind sogar die Daten nach dem jüdischen Kalender in Deutsch geschrieben.

Mitten in einem Stadtgebiet liegt der jüdische Friedhof von Stadtlengsfeld. Das ist ungewöhnlich für kleine Städte im ländlich geprägten Raum. Es kann davon ausgegangen werden, dass der jüdische Friedhof zur Zeit seiner Entstehung (1729 wird angenommen) und auch im 19. Jahrhundert noch außerhalb der Bebauung gelegen war und die Stadt erst später darum gewachsen ist. Zudem zählt der Friedhof zu den größten in Thüringen. Er kann wohl als der größte jüdische Friedhof Thüringens im ländlichen Raum gelten. Von der Fläche her ist er wohl etwas kleiner als der Erfurter Friedhof, von der Zahl der vorhandenen Grabsteine übertrifft er diesen sogar.

Stadtlengsfeld war Sitz des Landesrabbinats des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, dem die Stadt seit 1816 angehörte. Nach der Gründung des Landes Thüringen 1920 bis zur Machtübernahme der Nazis war Stadtlengsfeld sogar Sitz des Landesrabbinats Thüringens. Diese für die Kleinstadt herausragende Stellung

kam durch die hohe Zahl der in Stadtlengsfeld lebenden Juden zustande. Zeitweise war ein Viertel der Einwohner jüdisch.

Dies spiegelt auch der jüdische Friedhof in der Dermbacher Straße/Ecke Roter Graben wider. An die 600 recht gut erhaltene Grabsteine sind zu finden, dazu viele Bruchstücke. Die Begräbnisstätte ist von bewohnten Grundstücken umgeben und durch einen Maschendrahtzaun eingefriedet. Die weiträumige, großzügig wirkende Fläche ist in zwei Bereiche gegliedert. Zahlreiche ältere Grabsteine sind ganz traditionell gestaltet und mit hebräischen Schriftzeichen versehen. Vielfältige Bogenformen sind dabei zu sehen. Der neuere Teil des Friedhofs befindet sich in der Nähe des Eingangs. Die Grabreihen erscheinen geordneter als im älteren Bereich. Die Grabmale sind indes schlicht gehalten. Allenfalls Giebelformen, florale Elemente und Obeliske sind zu finden. Grabmonumente fehlen gänzlich. Der Friedhof ist gut gepflegt.



Der jüdische Friedhof von Stadtlengsfeld ist reich an sehr alten Grabstätten.

**Weitersroda:
Davidstern im Giebel der Trauerhalle**



Der Friedhof in Weitersroda diente den Juden aus dem nahen Hildburghausen als Begräbnisstätte.

Außerhalb des Ortes Weitersroda, an der Hildburghäuserstraße, liegt der jüdische Friedhof. Das Dorf ist heute ein Ortsteil der Kreisstadt Hildburghausen. Die Ortschaft wurde wahrscheinlich deshalb von Juden besiedelt, weil sie sich bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Hildburghausen nicht niederlassen durften. Später diente der Friedhof weiter als Begräbnisstätte der Juden Hildburghausens. Die Stadt verfügte über keinen eigenen jüdischen Friedhof. Der Urkundenlage nach stammt der Friedhof aus dem Jahr 1680 und zählt damit zu den ältesten in Südhüringen.

Der jüdische Friedhof in Weitersroda erstreckt sich über eine Fläche von gut 2000 Quadratmetern. Dichte Hecken und ein Zaun umgeben das Areal. An die 240 Grabstätten sind vorzufinden. Markant ist eine Trauerhalle am Eingang, wie sie auf anderen Landfriedhöfen nicht zu finden ist. Das Gebäude ist äußerlich in gutem Zustand. Auffällig ist ein

Fenster, das als Davidstern gebaut, den Giebel zielt. Vom Eingang aus gesehen liegen die älteren Gräber im hinteren Friedhofsbereich, mit traditionellen Formen der Grabsteine und mit hebräischer Schrift versehen. Der weitaus größere Anteil der Grabsteine stammt aus der Zeit nach 1850. Für Bestattungen wurde der Friedhof bis Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts genutzt.

Die Grabsteingestaltung nach 1850 ist vielfältig, zeigt eine Reihe von Obelisken sowie reich geschmückte Grabstätten. Besonders auffällig ist das Grabmal von Louis Simon, Hofagent in Hildburghausen (siehe Abb. S. 92). Der Stein trägt ein Medaillon mit dem Portrait des Verstorbenen. Der Name Simon, das zeigt der Friedhof auch, war in Hildburghausen recht weit verbreitet. Grabsteinschmuck an anderer Stelle sind florale Elemente sowie Urnen aus Granit. Einige der Grabstelen sind umgestürzt, dennoch ist der Friedhof gut gepflegt.



Gräberreihen mit mächtigen Granitstelen auf dem jüdischen Friedhof von Weitersroda

Literaturverzeichnis

Erinnerungsberichte:

- Amery, Jean: Jenseits von Schuld und Sühne Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart, 1997
- Birenbaum, Halina: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Frankfurt am Main, 1995
- Birenbaum, Halina: Rückkehr in das Land der Väter. Frankfurt am Main, 1996
- Brun, Alexa u. a. (Hrsg.): Ich bin was ich bin, ein Jude. Jüdische Kinder in Deutschland erzählen. Köln, 1995
- Bubis, Ignatz: Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Berlin, 1993
- Elias, Ruth: Die Hoffnung erhielt mich am Leben. München und Zürich, 1995
- Endres, Elisabeth: Edith Stein. Christliche Philosophin und jüdische Märtyrerin. München und Zürich, 1998
- Geve, Thomas: Es gibt hier keine Kinder - Auschwitz, Groß Rosen, Buchenwald. Göttingen, 1997
- Geve, Thomas: Geraubte Kindheit. Konstanz, 2000
- Giordano, Ralph: Die Bertinis. Frankfurt, 1985
- Granach, Alexander: Da geht ein Mensch. Roman eines Lebens. Augsburg, 2003
- Hadda, Wolfgang: Knapp davongekommen. Von Breslau nach Schanghai und San Francisco. Konstanz, 1997
- Heidecker, Fritz Joseph: Die Brunnenbauer. Jüdische Pionierarbeit in Palästina 1934-1939. Konstanz, 1998
- Hermann-Friede, Eugen: Für Freudensprünge keine Zeit. Berlin, 2000
- Herzberg, Wolfgang: Überleben heißt erinnern. Lebensgeschichten deutscher Juden. Berlin, 1990
- Hilberg, Raul: Unerbetene Erinnerung. Frankfurt, 1994
- Kralovitz, Rolf: ZehnNullNeunzig in Buchenwald - ein jüdischer Häftling erzählt. Köln, 1996
- Levi, Primo: Die Untergegangenen und die Geretteten. München und Wien, 1995
- Levi, Primo: Die Atempause. München, 1994
- Liefmann, Martha und Else: Helle Lichter auf dunklem Grund. Die „Abschiebung“ aus Freiburg nach Gurs. Konstanz, 1995
- Monar, Gerschon: Verpflanzt und neu verwurzelt. Eine jüdische Familiengeschichte aus Leipzig und Halle in Israel 1924-1994. Konstanz, 1995
- Mühlfelder, Ludwig: Weil ich übriggeblieben bin. Ein jüdisches Überlebenschicksal aus Suhl in Thüringen und Amerika 1924-1994. Konstanz, 1995
- Rehn, Erwin;
- Rehn, Marie-Elisabeth: Die Stillschweigs. Eine jüdische Familiensaga 1862-1944. Konstanz, 1998
- Reich-Ranicki: Mein Leben. München, 1999
- Schmid, Armin und Renate: Im Labyrinth der Paragraphen. Die Lebensgeschichte der Helga Cohn, geb. Frühauf aus Meiningen. Frankfurt am Main, 1993
- Schramm, Reinhard: Ich will leben. Die Juden von Weißenfels. Köln, 2001
- Schuder, Rosemarie;
- Hirsch, Rudolf: Nr. 58866 Judenkönig. Berlin, 1996
- Semprun, Jorge: Die große Reise. Frankfurt am Main, 1981
- Semprun, Jorge
- und Wiesel, Elie: Schweigen ist unmöglich. Frankfurt am Main, 1997
- Spiegel, Paul: Wieder zu Hause? Erinnerungen. Berlin, 2001
- Stein, Edith: Aus dem Leben einer jüdischen Familie. (Geamtausgabe). Freiburg
- Troller, Gerog Stefan: Selbstbeschreibung, Hamburg, 1988
- Wander Fred: Der siebente Brunnen. Berlin und Weimar, 1976
- Wander Fred: Das gute Leben. München, 1996
- Wiesel, Elie: Alle Flüsse fließen ins Meer. Hamburg, 1994
- Wiesel, Elie: Die Nacht. Leipzig, 1958
- Wiesel, Elie: Und das Meer wird nicht voll. Hamburg, 1996

Webb, Margot: Schatten überm Christophorus. Wandersleben, 1998
Wyden, Peter: Stella. New York und Frankfurt am Main, 1992

Kurzauswahl für jüngere Kinder

Kinder des Holocaust
sprechen... Lebensberichte. (Reclam). Leipzig, 1995
Koehn, Ilse: Mischling zweiten Grades. Berlin, 1991
Kok, Bert: Eine gute Adresse. Zuflucht für verfolgte Kinder. München, 1986
Kunik, Petra: Der geschenkte Großvater. Eine jüdische Kindheit in Nachkriegsdeutschland.
Frankfurt am Main, 1980
Petri, Dieter u. a. (Hrsg.): Vorlesebuch „Drittes Reich“, 1995
Richter, Hans Peter: Damals war es Friedrich. München, 1994

Wissenschaftliche Literatur

Adorno, Theodor, W.: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt am Main, 1971 (hier ist der Aufsatz
„Erziehung nach Auschwitz“ enthalten)
Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München,
1986
Aly, Götz: Rasse und Klasse. Frankfurt am Main, 2003
Aly, Götz: „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden.
Frankfurt am Main, 1999
Bastian, Till: Auschwitz und die „Auschwitz-Lüge“. München, 1994
Battenberg, Friedrich: Das Europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der
nichtjüdischen Umwelt Europas. Darmstadt, 1990
Baumann, Arnulf H.: Was jeder vom Judentum wissen muss. Gütersloh, 1990
Becker, Franziska: Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung
im Migrationsprozess russischer Juden. Berlin, 2001
Ben Chorin, Schalom: Von Angesicht zu Angesicht. Beiträge zum Gespräch zwischen Christentum
und Judentum. Weimar, 2000
Ben Chorin, Schalom: Paulus - der Volksapostel aus jüdischer Sicht. München, 1988
Benz, Wolfgang (Hrsg.): Legenden, Lügen, Vorurteil. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte. München,
1992
Benz, Wolfgang: Die Juden in Deutschland 1933-1945. München, 1996
Benz, Wolfgang;
Bergmann, W.: Vorurteil und Völkermord. Freiburg, 1997
Benz, Wolfgang: Der Holocaust. München, 1999
Borchert, Wolfgang;
Möldner, Reinhard: Jüdisches Leben in christlicher Umwelt. Berlin, 1991
Brenner, Michael: Nach dem Holocaust. München, 1995
Broszat, Martin;
Frei, Norbert (Hrsg.): Das Dritte Reich im Überblick. München, 1989
Browning, Christopher R.: Ganz normale Männer. Berlin, 1999
Browning, Christopher R. Judenmord. Frankfurt, 2001
Browning, Christopher R. Der Weg zur „Endlösung“. Berlin, 2002
Browning, Christopher R.: Die Entfesselung der „Endlösung“. Berlin, 2003
Brumlik, Micha u.a.(Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945. Kronberg/Taunus, 1988
Cohn-Sherbok, Dan: Judentum. Freiburg, Basel, Wien, 1999
Diner, Dan (Hrsg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit.
Frankfurt am Main, 1987
Endres, Elisabeth: Die gelbe Farbe. Die Entstehung der Judenfeindschaft aus dem Christentum.
1989
Fechler, Bernd u. A.(Hrsg.): „Erziehung nach Auschwitz“ in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische

- und soziale Annäherung. Weinheim und München, 2001
- Fohrer, Georg: Glaube und Leben im Judentum. Heidelberg und Wiesbaden, 1985
- Fleischmann, Lea: Schabbat. Frankfurt, 1997
- Friedländer, Saul: Das Dritte Reich und die Juden. München, 1998
- Gamm, Hans-Jochen: Das Judentum. Eine Einführung. Frankfurt am Main, 1998
- Gay, Ruth: Geschichte der Juden in Deutschland Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg. München, 1993
- Gerlach, Christian; Aly, Götz: Das letzte Kapitel. Frankfurt am Main, 2002
- Gidal, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Gütersloh, 1988
- Gilbert, Martin: Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Berlin, 1998
- Gilbert, Martin: Das jüdische Jahrhundert. München, 2001
- Gilbert, Martin: Liebe Tante Fori. Eine Geschichte der jüdischen Kultur, erzählt in Briefen. Berlin, 2003
- Ginzel, Günther B.: Antisemitismus. Bielefeld, 1991
- Giordano, Ralph: Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte. Die Pläne der Nazis nach dem Endsieg. Berlin, 1990
- Giordano, Ralph: Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein. München, 1990
- Gradwohl, Roland: Frag den Rabbi. Streiflichter zum Judentum. Stuttgart, 1994
- Graml, Hermann: Reichskristallnacht. München, 1988
- Gutfeld, Ludwig: Von der Bibel bis Chagall Judentum und Kunst. Frankfurt am Main, 1963
- Gutman, Israel; Jäckel, Eberhard; Longerich, Peter: Enzyklopädie des Holocaust (vier Bände). München 1998
- Heimannsberg, Barbara; Schmidt, Christoph (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Heidelberg, 1988
- Hilberg, Raul: Täter, Opfer, Zuschauer. Frankfurt am Main, 1992
- Hilberg, Raul: Vernichtung der europäischen Juden (in drei Bänden). Frankfurt am Main, 1999
- Hilberg, Raul: Die Quellen des Holocaust. Frankfurt am Main, 2002
- Himmelstein, Klaus; Keim, Wolfgang (Hrsg.): Die Schärfung des Blicks. Pädagogik nach dem Holocaust. Frankfurt am Main, New York, 1996
- Jäckel, Eberhard; Rohwer, Jürgen: Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung. Frankfurt am Main, 1987
- Jüdische Allgemeine. Wochenzeitung für Politik, Kultur, Religion und Jüdisches Leben. Berlin
- Katz, Jacob: Vom Vorurteil bis zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700 1933. Berlin, 1990
- Kiesel, Doron u. a. (Hrsg.): Pädagogik der Erinnerung: Didaktische Aspekte der Gedächtnisarbeit. Frankfurt am Main, 1997
- Knigge, Volkhard: Abwehren Aneignen. Der Holocaust als Lerngegenstand. In: Loewy, Hanno (Hrsg.): Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Reinbek bei Hamburg, 1992
- Knopp, Guido: Holocaust. München, 2000
- Kogon, Eugen: Der SS-Staat. Das System Deutscher Konzentrationslager. München, 2000
- Körper, Manuel; Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): Bilder des Holocaust. Köln, Weimar, Wien, 1997
- Lauber, Heinz (Redaktion): Die Nacht in der im Deutschen Reich die Synagogen brannten. Dokumente und Materialien. Villingen-Schwenningen, 1988
- Lustiger, Arno: Stalin und die Juden. Berlin, 2000
- Mattenkloft, Gert: Über Juden in Deutschland. Frankfurt am Main, 1992
- Meier, Christian: Vierzig Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerungen heute. München, 1990
- Netzwerk für Integration: Wir in Erfurt. Miteinander leben - voneinander lernen. (Stadtverwaltung).

- Erfurt, 2003
- Ortag, Peter: Jüdische Kultur und Geschichte. Ein Überblick. Bonn, 1997
- Orth, Karin: Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Hamburg, 1999
- Pawel, Henning: Schapiro & Co. - Jüdische Geschichten für die Enkel der Großväter. Reinbek bei Hamburg, 1992
- Roggenkamp, Viola: Tu mir eine Liebe - Meine Mamme. (Mit einem Essay über nachgeborene Juden in Deutschland und ihr Erbe.) Berlin, 2002
- Rosh, Lea; Jäckel, Eberhard: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“. Hamburg, 1990
- Salamander, Rachel(Hrsg.): Die jüdische Welt von gestern. München, 1998
- Schirmacher, Frank: Die Walser-Bubis-Debatte. Frankfurt am Main, 1999
- Schlör, Joachim: Endlich im gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat. Berlin, 2003
- Schneider, Richard, Chaim: Fetisch Holocaust. München, 1997
- Schoenberger, Gerhard: Zeugen sagen aus. Berlin, 1998
- Schoeps, Julius, H.;
- Schlör, Joachim (Hrsg.): Antisemitismus - Vorurteile und Mythen. München und Zürich, 1995
- Schuder, Rosemarie;
- Hirsch, Rudolf: Der gelbe Fleck. Berlin, 1987
- Seidler, Eduard: Kinderärzte 1933-1945. Entrechtet - geflohen - ermordet. Bonn, 2000
- Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors, Das Konzentrationslager. Frankfurt am Main, 1997
- Spiegel, Paul: Was ist koscher? Jüdischer Glaube jüdisches Leben. München, 2003
- Staudte-Lauber, Annalena: Stichwort Holocaust. München, 1997
- Steininger, Rolf (Hrsg.): Der Umgang mit dem Holocaust Europa, USA, Israel. Köln, Weimar, Wien, 1994
- Sturzbecher, Ronald (Hrsg.): Antisemitismus unter Jugendlichen. Göttingen, 2001
- Thalmann, Rita;
- Feinermann, Emannuell: Die Kristallnacht. Frankfurt am Main, 1988
- ThILLM (Hrsg.): Sehen, Verstehen und Verarbeiten. Materialien, Heft 43. Bad Berka, 2000
- ThILLM (Hrsg.): Thüringer Schul-Medientag 1997. Materialien, Heft 21. Bad Berka, 1998
- ThILLM. Ethikunterricht an Förderschulen für Geistigbehinderte. Materialien, Heft 46, Bad Berka, 2000
- ThILLM (Hrsg.): Die „Entjudung“ Thüringens. Dokumente aus thüringischen Archiven 1933-1945. Materialien, Heft 68, Bad Berka, 2002
- Thoma, Clemens: Theologische Beziehungen zwischen Christentum und Judentum. Darmstadt, 1989
- Tiedemann, Markus: „In Auschwitz wurde niemand vergast.“ 60 rechtsradikale Lügen und wie man sie widerlegt. Mühlheim an der Ruhr, 1996
- Vogel, Dirk;
- Bodemann-Ostow, Naomi Augenblicke. Portraits von Juden in Deutschland. Berlin, 2003
- Welzer, Harald;
- Moller, Sabine;
- Tschuggnall, Karoline: Opa war kein Nazi. Frankfurt, 2002
- Walk, Joseph (Hrsg.): Das Sonderrecht für Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien. Heidelberg, Karlsruhe, 1981
- Wiesel, Elie: Jude heute. Wien, 1987
- Wiltmann, Ingrid: Jüdisches Leben in Deutschland. Gespräche. Frankfurt am Main, 2002
- Wolffsohn, Michael Ewige Schuld? 40 Jahre deutsch-jüdisch-israelische Beziehungen. München und Zürich, 1993
- Wolffsohn, Michael Meine Juden - eure Juden. München und Zürich, 1998
- Yedit, Meir: Kurze Judentumkunde für Schule und Selbstunterricht. Jüdische Kultusgemeinde Rheinpfalz, 1984

Regionalbezogene Literatur

- Jaraczewsky, Adolph: Die Geschichte der Juden in Erfurt. Erfurt, 1868
- Verein für die Geschichte und
Altertumskunde von Erfurt (Hrsg.): Synagogen im alten Erfurt. Erforschung, Erhaltung, Nutzung. Erfurt,
1995
- Zucht, Olaf: Die Geschichte der Juden in Erfurt von der Wiedereinbürgerung 1810
bis zum Ende des Kaiserreiches. Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen
Geschichte in Thüringen. Bei: Verein der Freunde und Förderer der
Begegnungsstätte „Kleine Synagoge e.V.“ Erfurt, 2000
- Erfurter Straßenzeitung
BRÜCKE (Hrsg.): Pogrom in Erfurt. Beiträge gegen das Vergessen. Erfurt, 1998
- Wolf, Siegfried: Die langen Schatten der Vergangenheit. Zur Geschichte eines Hauses
am Anger in Erfurt. In: VIA REGIA, Heft 16. Erfurt, 1994
- Bräutigam, Helma;
Reschwamm, Dorothea: „Wenn sie doch herausbekommen könnten, wo und wie unsere Eltern
umgekommen sind...“ . Schicksalswege Jüdischer Mitbürger Erfurts in
der NS-Zeit. In: VIA REGIA, Heft 66/67. Erfurt, 2000
- Menzel, Ruth und Eberhard: Villen in Erfurt. Arnstadt, Weimar
- Müller, Erika; Stein, Harry: Jüdische Familien in Weimar. Ihre Verfolgung und Vernichtung.
Weimarer Schriften. Heft 55. Weimar, 1998
- Holm, Kirsten: Weimar im Banne des Führers. Köln, Weimar, 2001
- Schmidt, Eva: Jüdische Familien im Weimar der Klassik und Nachklassik und ihr
Friedhof, Tradition und Gegenwart. Weimar, 1984
- Schmidt, Eva: Jüdische Familien in Weimar. Vom 19. Jahrhundert bis 1945. Weimar,
1998
- Heiden, Detlef; May, Gunther: Thüringen auf dem Weg ins Dritte Reich. Erfurt, 1996
- Wolf, Siegfried: Quellen zur Judenverfolgung in Thüringen 1942. In: Zeitschrift für
Geschichte, Erziehung, Politik. Berlin, 1996
- Müller, Thomas: Studien zur Geschichte der Juden in Thüringen im späten Mittelalter.
Magisterarbeit. 1998
- Dornheim, Andreas;
Post, Bernhard;
Sterzel, Burkhard: Thüringen 1933-1945. Aspekte nationalsozialistischer Herrschaft.
Erfurt, 1997
- Swirczuc, Karl-Heinz: Juden in Rudolstadt. Staatliches Gymnasium Rudolstadt. 1997
- Bahr, Thomas: Die Rosewitz, Prager, Lichtenstein. Apolda, 1992
- Liesenberg, Carsten: Zur Geschichte der Juden in Mühlhausen und Nordthüringen.
Mühlhausen, 1998
- Aulepp, Rolf: Die Mühlhäuser Synagogen und der jüdische Friedhof nach der
„Kristallnacht“ von 1938. In: Mühlhäuser Beiträge 10/1987
- Barthel, Rolf: Zur Geschichte der jüdischen Gemeinden auf dem Eichsfeld und in
Mühlhausen (1-3). Eichsfelder Heimathefte, 1988
- Nothnagel, Hans; Dähn, Erwin: Juden in Suhl. Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz, 1995
- Nothnagel, Hans (Hrsg.)
und andere: Juden in Südthüringen geschützt und gejagt. Eine Sammlung jüdischer
Lokalchroniken in sechs Bänden. Suhl, 1998, 1999
- Levi, Franz; Mötsch, Johannes;
Witter, Katharina: 12 Gulden vom Judenschutzgeld...München und Jena, 2001
- Reich, Jürgen: Die Erinnerung verblasst...aber es lebten auch in Sonneberg Juden.
Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum. Schalkau, 1988
- Diedrich, Hans-Joachim: Geschichte der Jüdischen Gemeinde von Bleicherode (I-VI). Dresden
1973-75
- Schröter, Manfred: Die Verfolgung der Nordhäuser Juden 1933-1945. Bad Lauterberg,
1992

- Drechsler, Helmut: Die Geschichte der Ellricher Juden von der Jahrhundertwende bis 1945. Nordhausen, 1983
- Friese, Wolfgang: Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Heiligenstadt. In: Eichsfelder Heimathefte, 1989
- Godehardt, Helmut: Juden im mittelalterlichen Heiligenstadt. In: Eichsfelder Heimathefte, 1989
- Ignasiak, Detlef: Juden in Jena. Eine Übersicht vom Mittelalter bis 1945. In: Zeitschrift des Vereins für Thüringer Geschichte, 1996
- Bach, Gundula; Ziegler, Simone: Ein Ensemble jüdischer Geschichte in Berkach. Berkach, 2001
- Hrsg.: Landesjugendpfarramt der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringens: Die Novemberpogrome. Gegen das Vergessen. Eisenach, Gotha, Schmalkalden. Spuren jüdischen Lebens. Eisenach, 1998
- Bessenroth, o. N.: Juden in Gotha
- Raschke, Helga: Gotha, die Stadt und ihre Bürger. Horb/Neckar, 1996
- Menzel, Ruth und Eberhard: Villen in Gotha. Arnstadt und Weimar 2000
- Simsohn, Werner: Juden in Gera I-III. Konstanz, 1998-2000
- Tittelbach-Helmrich, Wolfgang: Arnstadts jüdische Mitbürger. Arnstadt, 1995
- Strassmann, Ingolf: Die Juden von Altenburg. 1994
- Bräutigam, Helma: Zur Emigration der Eisenacher Juden in der NS-Zeit. In: Zeitschrift für Geschichte, Erziehung, Politik. Berlin, 1995
- Stein, Harry: Juden in Buchenwald 1937-1942. Gedenkstätte Buchenwald, 1992
- Knigge, Volkhard u. A.: Konzentrationslager Buchenwald 1937-1945. Weimar, 1998
- Wohlfeld, Udo: ...und unweigerlich führt der Weg nach Buchenwald. Weimar, 1999
- Wohlfeld, Udo; Brukhardt, Falk: Das Netz. Die Konzentrationslager in Thüringen 1933-1937. Weimar, 2000
- Neander, Joachim: „Hat in Europa kein annäherndes Beispiel“. Mittelbau-Dora ein KZ für Hitlers Krieg. Berlin, 2000
- Jenaer Arbeitskreis Judentum: Juden in Jena. Jena, 1998
- Strassmann, Ingolf: Juden von Altenburg/Thüringen. München, 1994
- Rauprich, Juliane: Sag' mir, wo die Juden sind... In: Zeitschrift für Geschichte, Erziehung, Politik. Berlin, 1994
- Kahl, Monika: Denkmale Jüdischer Kultur in Thüringen. Bad Homburg, Leipzig, 1997
- Thüringer Staatskanzlei (Hrsg.): Beiträge anlässlich des Gedenkens an die Pogromnacht 1938. Erfurt,

Weiterführende Internetseiten

Hier handelt es sich um eine knappe Auswahl. Die Themenkomplexe Juden und Judentum, Holocaust bzw. Shoá, Israel werden auf unzähligen Websites abgehandelt. Bei den Internetrecherchen gibt es eine Reihe Vorteile für Lehrer und Schüler, jedoch auch nicht unerhebliche Probleme. Gerade über das Internet ist revisionistischen, rassistischen, antisemitischen und antizionistischen Sichtweisen jegliche Tür geöffnet. Hier ist offensives und vor allem kenntnisreiches Argumentieren geboten. Die vorgestellten Seiten bieten natürlich auch eine Vielzahl weiterführender Links, so dass themenbezogen intensiver recherchiert werden kann. Der Stand dieser Vorschläge datiert von 2003.

www.zentralraddjuden.de (Zentralrat der Juden in Deutschland)
www.lieberale-juden.de
www.newsletter.israel.de (Israelische Botschaft in Deutschland)
www.juedische.at
www.nahost-politik.de
www.honestly-concerned.org
www.nahost-focus.de
www.hagalil.com
www.talmud.de
www.synagoge.de
www.christen-und-juden.de
www.aufbauonline.com (Deutsch-Jüdische Wochenzeitung, New York)
www.israel-nachrichten.de (einzige deutschsprachige Wochenzeitung in Israel)
www.Juedische-Allgemeine.de (Jüdische Wochenzeitung Deutschland)
www.kulturelle-bildung.de
www.lernen-aus-der-geschichte.de
www.geschichtsunterricht-online.de
www.fasena.de
www.otto-brenner-stiftung
www.exit-deutschland.de
www.tu-berlin.de/zfa
www.shoa.de
www.shoanet.de
www.holocaustcenter.org
www.vhf.org (Survivors of the Shoah Visual History Foundation von Steven Spielberg)
www.wiesenthal.org
www.ushmm.org (Holocaust Museum Washington)
www.yad-vashem.org
www.buchenwald.de
www.gegen-vergessen.de
www.holocaust-mahnmale.de
www.jmberlin.de
www.fritz-bauer-institut.de
www.wannsee-konferenz.de
www.erinnern-und-verstehen.de
www.topographie.de

Hilfe und Unterstützung bei der Projektvorbereitung sind möglich seitens:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80
10117 Berlin
Telefon: 030/28395
Fax: 030/28395135
e-mail: asf@asf-ev.de
www.asf-ev.de

Deutsch-Französisches Jugendwerk
Molkenmarkt 1
10179 Berlin
Telefon: 030/2887570
Fax: 030/28875788
e-mail: webmastering@ecritel.net
www.dfjw.org

Deutsch-Polnische Gesellschaft Thüringen e. V.
c/o Büro der Auslandsgesellschaften
An der Stadtmünze 4-5
99084 Erfurt
Telefon: 0361/6551660
Fax: 0361/655/1669
e-mail: kleinesynagoge@erfurt.de
[www.erfurt.de/Kultur+Gesellschaft/Kleine Synagoge](http://www.erfurt.de/Kultur+Gesellschaft/Kleine%20Synagoge)

Deutsch-Israelische Gesellschaft
c/o Büro der Auslandsgesellschaften
s. o.

Evangelisch Lutherische Kirche in Thüringen
Landeskirchenrat der Evangelischen Lutherischen Kirche in Thüringen
Dr.-M.-Mitzenheim-Straße 2a
99817 Eisenach
Telefon: 03691/67899
Fax.: 03691/678355
e-mail: info@elkth.de
www.elkth-online.de

Förderverein Kleine Synagoge Erfurt
Elena Reichardt/Dr. Olaf Zucht
An der Stadtmünze 4-5
99084 Erfurt
Telefon: 0361/7891906
Fax: 0361/7891907
e-mail: mail@chaj.de
www.chaj.de

Friedrich-Ebert-Stiftung
Landesbüro Thüringen
Hermann-Brill-Haus
Nonnengasse 11
99084 Erfurt
Telefon: 0361/598020

Fax: 0361/5980210
e-mail: info@fes.de
www.fes.de/Erfurt

Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen
Trommsdorfferstraße 5
99084 Erfurt
Telefon: 0361/5553257
Fax: 0361/5553253
e-mail: info@boell-thueringen.de
www.heinrich-boell.de/Stiftung

Jüdische Landesgemeinde Thüringen
Juri-Gagarin-Ring 16
99084 Erfurt
Telefon: 0361/5624964
Fax: 0361/5668690
e-mail: jlgtueringen@freenet.de

Katholische Kirche in Thüringen
Bistum Erfurt
Bischöfliches Ordinariat Erfurt
Herrmannsplatz 9
99084 Erfurt
Telefon: 0361/65720
Fax.: 0361/6572444
e-mail: Ordinariat@Bistum-Erfurt.de
www.kath.web.de

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
Bildungswerk Erfurt
Thomas-Müntzer-Straße 21 a
99084 Erfurt
e-mail: kas-erfurt@kas.de
www.kas.de

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73
99084 Erfurt
Telefon: 0361/3792701
Fax: 0361/3792702
e-mail: lzt@thueringen.de
www.thueringen.de/de/lzt

Thüringer Forum für Wissenschaft und Bildung e. V.
Käthe-Kollwitz-Straße 6
07643 Jena
Telefon: 03641/449432
Fax: 03641/426553
e-mail: vorstand@thueringer-forum.de
www.thueringer-forum.de

Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien (ThILLM)
Heinrich-Heine-Allee 2-4
99438 Bad Berka
Telefon: 036458/56-0

Fax: 036458/56-300
e-mail: poststelle@thillm.thuringen.de
www.thillm.de

Thüringer Kultusministerium
Werner-Seelenbinder-Straße 7
99096 Erfurt
Telefon: 0361/37900
Fax: 0361/3794690
e-mail: tkm@thuringen.de
www.thuringen.de/tkm



Das Portal der neuen Erfurter Synagoge, die am 30. August 1952 geweiht wurde



אנכי ה' לא יחיה
לא תשא לא תכבד את
לא תשא לא תכבד את
לא תשא לא תכבד את
לא תשא לא תכבד את

כי מעין הנצח תורה ודבר ה' מרושלים

שמע ישראל
יהוה אחד

